

Die Volkswacht erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- u. Feiertage. Bezugspreis einschließlich der illustrierten Beilagen „Die neue Welt“ und „Für unsere Frauen“ monatlich 75 Pfg., vierteljährlich 2,25 Mk., einschließlich Trägerlohn. In den Abbestellen monatlich 60 Pfg. Durch die Post bezogen vierteljährlich 2,25 Mk., einschließlich Bestellgeld. Einzelnummern 5 Pfg.

Volkswacht

Anzeigenpreise:

Die 6 Spaltenzeitung 20 Pfg., für auswärts 30 Pfg., die 3 Spaltenzeitung 10 Pfg., die 2 Spaltenzeitung 5 Pfg., die 1 Spaltenzeitung 2 Pfg. Anzeigen mit Bildbestimmung werden besonders berechnet. Bei Wiederholungen Rabatt laut Tarif

Organ für die werktätige Bevölkerung der Provinz Westpreußen

Redaktion und Expedition
Paradiesgasse Nr. 32

Publikations-Organ der Freien Gewerkschaften

Telephon für Redaktion
und Expedition 3290

Beilagen: Die neue Welt, illustriertes Unterhaltungsblatt
Für unsere Frauen mit illustrierter Modenzeitung

Nr. 119

Danzig, Donnerstag den 23. Juli 1914

5. Jahrgang

Noch ein Zeuge für den Prozeß Rosa Luxemburg

Noch ein Zeuge? — Gewiß ein Sozialdemokrat, der sich auf Grund der Aufrufe im Vorwärts oder der Königsberger Volkszeitung gemeldet hat. O nein! Die Verteidigung wird sich nicht verlegen, Herrn Hauptmann a. D. Pommer vorzuladen.

Dieser Offizier hat soeben ein Buch „Zwanzig Jahre als Infanterieoffizier in den Reichslanden“ im Neuen Frankfurter Verlag zu Frankfurt a. M. erscheinen lassen. Der Verfasser des Buches war 21 Jahre lang Soldat und zuletzt Kompagniechef im 1. oberrheinischen Infanterie-Regiment Nr. 97. Herr Hauptmann Pommer ist nun nicht etwa heimlicher Sozialdemokrat; im Gegenteil nimmt er es an Gehässigkeit gegen unsere Partei mit jedem auf. Er erklärt es für eine der wichtigsten Aufgaben jedes Offiziers, Thron und Vaterland gegen den inneren Feind zu verteidigen; auch billigt er, daß Offiziere keine politische Meinung äußern dürfen; er fordert auch, daß jeder Offizier sich als Stütze des Thrones „den Anordnungen des Monarchen bedingungslos unterwerfen muß.“ Daran wird Herr v. Oldenburg seine Freude haben. Nach dem Befehl hat ein Offizier sich nämlich nicht bedingungslos den Anordnungen des Monarchen zu unterwerfen, sondern nur solange der Monarch ihm keine strafbaren Handlungen, keinen Staatsverrat befiehlt.

Also Herr Hauptmann a. D. Pommer ist ein Reaktionär der extremsten Art, aber ein wahrheitsliebender Reaktionär, der den von ihm für notwendig gehaltenen Militarismus treffend kritisiert. Er schreibt z. B.: Zur Disziplinierung der deutschen Soldaten des zwanzigsten Jahrhunderts werden immer noch Mittel angewandt, die für die feuchte Hebrigkeit gepöht haben mögen, die aber in einem modernen Volksheere als ein Hohn auf die Menschenrechte empfunden werden müssen.

Herr Hauptmann a. D. Pommer bedauert, daß in Maß-Verordnungen, „dem kulturell hochstehenden annerkienten Lande“, die martialische Brutalität der Norddeutschen keine moralischen Eroberungen zu machen vermag, und daß die preussischen Offizierkorps dort deshalb als Fremdkörper im Volksleben betrachtet werden, weil sie „Pflegestätten und Umduldsamen, als preussischen Geistes“ bilden und mit einer „Schicht von Gefühlskrüte und Unverständnis für Fremdartiges“ umgeben sind.

Seinen konservativen Ansichten entsprechend will Hauptmann Pommer den Militarismus keineswegs durch die Volkswacht erlösen; er will vielmehr durch Belehrung der Offiziere erreichen, daß sie sich nicht als einen bevorrechteten Stand, sondern mehr wie bisher als Diener der Gesamtheit fühlen. Er schreibt:

Den Offizieren muß das Bewußtsein beigebracht werden, daß sie von den Mitteln der Staatsbürger unterhalten werden, und daß sie nichts anderes als bezahlte Diener einer Staatsgemeinschaft sind.

Hauptmann Pommer fordert, daß die Zulassung zum Offiziersberuf an bestimmte Mindestkenntnisse geknüpft werden, die höher sind als bisher. Man rühmt vielfach den feinen Schiffs- und das taktvolle Benehmen der Offiziere. Herr Hauptmann Pommer schreibt:

Es klingt paradox, daß gerade diejenigen Offiziere, deren Standesdünkel am auffälligsten ist, sich bei Liebesmählern zu einem Banalitätsmus hinreißend lassen, der jeder Beschreibung spottet. Bei jedem Abschiedsessen des Offizierkorps einer Kavalleriebrigade im Lager von Eisenborn war ich Augenzeuge einer röhrenzerstörungswut, der nicht nur das gesamte Tafelgeschirr, sondern auch Leinen, Statuen, Bilder, Tische, Stühle zum Opfer fielen. Wenn man den Sinn von in vino veritas (Im Weine Wahrheit) auf das Verhalten dieses Offizierkorps überträgt, das die Elite der Deutschen verkörpern soll, denn der hohe Adel, ja sogar ein Prinz, war darin vertreten, so kann man nicht umhin, die bedauerliche Tatsache zu konstatieren, daß der Firnis der Zivilisation auf diesen Herrenmenschen nur ganz dünn aufgetragen ist.

Vielmehr ist die Meinung verbreitet, die Offiziere hätten eine besondere Offizierssehre. Wer von sich laut behauptet, ganz besonders ehrenhaft zu sein, tut dies manchmal nur, um seine Unehrenhaftigkeit zu verdecken. Herr Pommer schreibt:

Hat sich ein Offizier einmal bis zum Höchststapler degradiert, so verfügt er auch über eine verblüffende Gewandtheit, daß er nicht nur selten unliebsames Aufsehen erregt, sondern daß er sich sogar allerorts einer erstaunlichen Beliebtheit ob seiner Gastsfreundschaft und seiner fingierten Kameradschaft zu erfreuen vermag.

Wenn nun unehrenhafte Laten eines Offiziers herauskommen, dann gibt es — nach Pommer — nicht selten Mittel und Wege, ihm zu helfen. Herr Pommer schreibt:

Wenn die Öffentlichkeit verhältnismäßig selten von der sittlichen Fäulnis erfährt, von der Offiziere befallen werden können, so liegt das an dem Verhältnismäßigem, demzufolge, soweit wie möglich, verdächtige Elemente aus sofortigen Abschied gezwungen werden, um ein gerichtliches Verfahren zu vermeiden. Offiziere, die sich sittliche Verfehlungen an ihren Burden hatten zu schulden kommen lassen, wurden sofort mit schlichtem Abschied entlassen. Anstatt die Schuldigen zuerst der irdischen Gerechtigkeit zur

Abrückung auszuliefern und nach dem Schuldspruch des Gerichts die Ehrenstrafe über sie zu verhängen, begnügte man sich mit dem schlichten Abschlepp und ließ das Verbrechen nach dem Geschwund ungesühnt. Man will keine öffentliche Anklage erheben, damit das Ansehen des Standes nicht beeinträchtigt und die Glorie der Offizierssehre nicht getrübt werde. Nur nichts in das Volk kommen lassen, und man dabel das Rechtsempfinden noch so sehr verleitet werden, das ist beklagenswerterweise eine in Offizierskreisen verbreitete Ansicht.

Also hier erhebt ein Hauptmann öffentlich den Vorwurf, daß in unserem angeblichen Rechtsstaat Verbrechen von Offizieren wiederholt nicht bestraft worden sind, obwohl die Vorgesetzten dieser Offiziere jene Verbrechen kannten. Den Vorgesetzten wird also hier nachgesagt, sie hätten sich der Begünstigung von Verbrechen schuldig gemacht. Wird Herr v. Falkenhayn die Sache ernstlich ernst nehmen und die Schuldigen zur Verantwortung ziehen? Herr Hauptmann Pommer braucht ja nur als Zeuge eidlich vernommen zu werden, um dem Befehl zum Siege zu verhelfen.

Besonders wichtig ist in dem Buch das Kapitel „Die Behandlung der Soldaten und Unteroffiziere im Heere.“ Der Hauptmann führt aus, der Grund für die Sehnsucht der Mannschaften nach dem Rücktritt ins bürgerliche Leben liegt nicht in einer unüberwindlichen Abneigung gegen den Soldatenberuf, sondern in dem „Abscheu vor der Behandlung, die ihnen in der Kaserne zuteil wird.“ — Nun heißt es ja, die Soldaten hätten doch das „Beschwerderecht.“ Darüber schreibt der sachverständige Offizier:

Ungerechte Behandlung, die im Befehlen von tauglicheren Verrichtungen außer der Reihe zum Ausdruck kommt, ist der Soldat über sich ergehen. Die Ungerechtigkeit kann aber einen braven Musketier, der sich aus irgendeinem geringfügigen Anlaß, das Wohlwollen eines Vorgesetzten verschert hat, der Verweisung nahe bringen, und doch wird er keine Beschwerde führen, da er das Gefühl hat, daß ihm seine Empfindlichkeit Schaden könnte. Ein eingeschickelter Rekrut wird in voller Ergebenheit sanft Schimpf Worte und Mißhandlungen erdulden, weil er befürchtet, durch das Beschreiten des Beschwerderechtes den Unwillen von Vorgesetzten erst recht zu erregen. Ich kannte einen Hauptmann, der seine Musketiere in der gemeinsten Weise beschimpfte und gewohnheitsmäßig beim Absteigen vom Pferde dem Pferdehalter seine Feldbinde um die Ohren schlug, der seinen Burden mißhandelte, und doch hatte seiner den Mut, gegen diesen Soldatenführer vorzugehen. Dieser Hauptmann, der eigentlich aus dem Heere hätte entfernt werden müssen, wurde sogar noch mit einem Kommando nach China ausgezeichnet. Ein anderer Hauptmann, der seine Laufbahn erst mit dem Brigadefeldkommandeur abschloß, war dreierlind in seiner Wut, daß es ihm nicht darauf ankam, drei Häftlinge zu überreichen, um im vierten Bunde einen Mann zu züchtigen.

Hauptmann Pommer erzählt, daß Soldatenselbstmorde „häufig den Schlußakt eines Martyriums bilden.“ Der Verfasser hält jede vorchriftswidrige Behandlung eines Untergebenen für einen zutr der Freigebigkeit, er behauptet, daß jede Mißhandlung durch einen Unteroffizier auf das Schuldkonto des Hauptmanns oder Majors gesetzt werden müsse.

Wenn ein leidenschaftlicher Anhänger des Militarismus sich äußert wie Herr Pommer, so sollten die bürgerlichen Parteien und die Regierung nicht länger zögern, wenigstens die Maßnahmen zu ergreifen, durch welche innerhalb des bestehenden Militärsystems die Soldatenmißhandlungen vermindert werden können! Viel höhere Strafen für Soldatenmißhandlungen; Pflicht zur Beschwerde; Straffreiheit fahrlässiger Beschwerden, sofern sie nicht wider besseres Wissen erhoben werden; Notwehrrecht für Soldaten auch gegen ihre Vorgesetzten.

Der Prozeß gegen Frau Caillaux

Der Prozeß gegen Frau Caillaux wurde am Montag, am ersten Verhandlungstage, mit dem Verhör der Angeklagten und dem Beginn der Zeugenvernehmung ausgefüllt. Bevor Präsident Albanel das Verhör der Angeklagten beendete, fragte er Frau Caillaux, ob sie den Geschworenen etwas zu sagen wünsche, worauf diese erwiderte: Ich möchte nur meinen Seelenzustand in jenem Augenblick zu erkennen geben. Frau Caillaux führte mehrere Tatsachen an, die zeigen sollten, welche Kampagne gegen ihren Gatten und sie selbst in der Gesellschaft geführt worden sei. Mein Gatte, sagte sie, wurde in den Schmutz gezogen. Ich vermöchte niemals zu sagen, was ich geküßt habe. Man wollte in meinem Gatten den Republikaner treffen. (Unruhe. Man hörte den Ruf: Sehr richtig!) Man wollte mich in meiner Ehre und in meinem mütterlichen Gefühl treffen. Ich sollte vor meiner Tochter erröten müssen. Frau Caillaux sah unter einem Tränenstrom auf der Anklagebank nieder. Als der Präsident sie fragte, ob sie noch etwas hinzuzufügen habe, erwiderte sie mit klarer Stimme: Ich bereue aus dem Grunde meines Herzens. Ich hätte lieber die Veröffentlichung aller Schriftstücke immer zulassen sollen als ein Verbrechen begehen.

Um 3 Uhr 40 Minuten war das Verhör beendet. Darauf begann

die Vernehmung der Zeugen.

Zunächst wurden der Polizeikommissar und zwei Schutzleute vernommen, welche nach dem Anschlag im Gebäude des Figaro Frau

Caillaux verhaftet haben. Verteidiger Labori wies auf die Aussagen der beiden Schutzleute hin, welche erklärt hätten, daß Frau Caillaux, als sie ihr den Revolver fortzunehmen, gesagt habe: „Nehmen Sie sich acht, Sie könnten sich verwunden.“ Das zeige, daß Frau Caillaux in der Tat nicht gewußt habe, wieviel Kugeln sie verschossen hätte, denn der Revolver sei leer gewesen. Der Vertreter der Privatkläger Schenu, betonte, daß beide Schutzleute hervorgehoben hätten, wie ruhig Frau Caillaux nach dem Attentat geblieben sei. Lebhaften Eindruck rief sodann

die Aussage des Präsidenten Monier

herbei, der über den Besuch berichtete, den Frau Caillaux ihm einige Stunden vor dem Attentat gemacht habe. Er habe ihr gesagt, daß es am besten sei, Presseangriffe zu ignorieren. Er selbst sei vor einigen Tagen von einem Blatt monatlang täglich in den Post gezerrt worden. Einmal habe dieses Blatt einen Artikel mit dem in riesigen Lettern gedruckten Titel: „Präsident Monier ist ein Bandit“ veröffentlicht. Als er das Justizpalais verließ, sei ihm ein Camélot, (d. h. Königshausierer) ein Monarchist, der für die Wiedereinführung des Königtums Geld sammelt), der ihn offenbar erkannt habe, nachgelaufen, habe ihn unaufhörlich bis an seine Haustür verfolgt und dabei den Namen des Blattes und den Titel des Artikels in die Ohren gebrüllt. Ich habe, fuhr Monier fort, keine Miene verzogen, und schließlich hat das Blatt seine Angriffe eingestellt. Ich gab Frau Caillaux den Rat, daselbe Verhalten zu beobachten.

Verteidiger Labori sagte: Sie dürfen aber nicht vergessen, daß eine Frau nicht dieselben starken Nerven hat wie Sie. Auf eine Frage Laboris erklärte Präsident Monier, er habe in der Tat Frau Caillaux gesagt, daß durch einen Prozeß nichts anderes erreicht würde, als daß die Angriffe noch heftiger werden, das sei jammervoll, und man müsse sich mit eigenen Mitteln zu verteidigen suchen.

Selbstverständlich habe er nicht gesagt, daß man jemand in einem solchen Fall den Schädel einhalten soll. Verteidiger Labori bemerkte: Gewiß, das glaube ich, daß Präsident Monier einen solchen Ausdruck nicht gebraucht hat, aber Frau Caillaux hat eben die Bemerkung über die „eigenen Mittel“ gewissermaßen so übersetzt.

Um 4 1/2 Uhr wurde die Verhandlung abgebrochen und auf Dienstag vertagt.

Advokaten und Zeitungsdirektoren sowie Pressevertreter füllten ebenso wie am Montag auch am Dienstag den größten Teil des Saales, in dem gegen Frau Caillaux verhandelt wird. Etwa 150 Personen sind in dem dem Publikum vorbehaltenen Teile des Saales zusammengedrängt, wo sich normal etwa 50 Personen aufhalten könnten. Der erste Zeuge ist

der Laufburche im Figaro, Sirat,

der Frau Caillaux empfing, als sie das Haus des Figaro betrat.

Sirat erklärte im Gegensatz zu Frau Caillaux, daß das Bureau Calmettes erlumpet gewesen sei. Ein anderer Diener des Figaro erklärte, daß Frau Caillaux sich geweigert habe, ihren Namen zu nennen und ihre Karte in einem Umschlage abgegeben habe. Auf eine Frage des Vorsitzenden erklärte Frau Caillaux, daß sie ihren Namen deutlich habe aussprechen hören.

Der Romanistiftsteller und Akademiker Paul Bourget sagte aus, er habe mit Calmette die Redaktion des Figaro verlassen wollen, als diesem die Wistienkarte der Frau Caillaux überreicht wurde. Er habe Calmette abgeraten, Frau Caillaux zu empfangen. Doch dieser habe bemerkt: „Es ist eine Frau, ich kann sie nicht abweisen.“ Bald darauf habe er einige so rasch aufeinanderfolgende Schüsse gehört, daß er nicht wisse, wievielmals gefeuert worden sei. Bourget schloß seine Aussage mit den Worten, er sei überzeugt, daß Calmette niemals Briefe veröffentlicht hätte, durch welche die Ehre einer Frau hätte bloßgestellt werden können. Der Verteidiger Labori weist demgegenüber darauf hin, daß in dem neuesten Werk Bourgets, betitelt „Der Dämon des Mittags“, mehrere Stellen sich auf gestohlene Briefe einer ehedem rechtlichen Gattin beziehen. Es scheint, daß in diesem Roman die rechtliche Verwertung solcher gestohlenen Briefe für erlaubt gehalten werde. Bourget entgegnete mit lebhaftem Ton, das sei nicht seine Meinung, sondern die des Helden des Romans. Literatur sei nicht Leben. Der Redakteur am Figaro, Giraudet, der sofort in das Bureau Calmettes eintrat, als er die Schüsse gehört hatte, erklärte, Frau Caillaux sei vollkommen ruhig gewesen. Calmette habe mehrere Male mit ihm über seinen Feldzug gegen Caillaux gesprochen, jedoch niemals die Veröffentlichung inlimer Briefe erwähnt.

Der Inferalenschef vom Figaro, Voisin, der sich mit einem Kunden im Wartesaal befand, in dem sich auch Frau Caillaux aufhielt, sagte aus, daß er von keinem Dokument, betreffend den Feldzug des Figaro gesprochen habe. Frau Caillaux widerspricht ihm, indem sie erklärt, Voisin habe auf eine Frage eines seiner Freunde gesagt: „Wir haben morgen

einen sensationellen Artikel über Caillaux.“

Voisin bestreitet dies entschieden. Der Zeuge Latzere, der sich in der Nähe des Direktorialbureaus befand, sagte aus, daß nicht mehr als vier oder fünf Sekunden vergangen seien zwischen dem Augenblick, in dem der Diener die Tür schloß und dem ersten Revolverknall. Die letzten beiden Schüsse seien in kurzen Zwischenräumen erfolgt. Als ein Bote die Handgeleiste der Frau Caillaux ergriff, habe diese gesagt: „Lassen Sie mich los, ich will nicht fliehen!“ und dann: „Lassen

„Wie mich das, ich bin eine Dame!“ Der Junge schloß sich der Erklärung, daß Calmette diplomatische Dokumente von gewisser Bedeutung gehabt habe, die vollkommen gemäß seien, Calmette zu vernichten, doch habe er sich geirrt, sie zu vernichten.

Frau Calmette wandte sich jedoch gegen den Vorwurf, daß sie sich zu wenig um den Zustand Calmettes bekümmert habe. Sie habe nicht die Gewohnheit, innere Aufregung äußern zu lassen. Erst am nächsten Tage habe sie erfahren, daß das Ungeheuer nicht wieder gut zu machen war. Während dieser Auslagen blätterte Frau Calmette in einem umfangreichen Almanach und unterbricht sich, um Seiten zu machen, und unterhält sich mit ihren Verehrern. Sie scheint vollkommen ruhig zu sein und vollkommen die Gewalt über sich zu haben. Im weiteren Verlauf der Verhandlungen sprach der Verteidiger Vabart von dem im Belsh Calmettes gefundenen Schriftstück. Zwei davon seien aus dem Umschlag genommen und dem Präsidenten der Republik übergeben worden. Die andern seien dem Präsidenten des Verwaltungsrates Prestal, dem Schwiegervater Calmettes, ausgehändigt worden. Auf eine Frage Vabarts erklärte Prestal, daß dies nur Schriften von der Hand Calmettes gewesen seien, und zwar das Dokument Fabres und der bekannte Brief „Dein Joe“, dessen private Stellen ausgehändigt waren. Er habe geglaubt, das Recht zu haben, diese Schriftstücke zu vernichten, da sie seinem Sohn das Leben gekostet hätten. Darauf wurde die Sitzung unterbrochen.

Nach der Wiederaufnahme der Verhandlung erlas der Advokat Chénay das Dokument Fabres und den mit „Dein Joe“ unterzeichneten Brief. Sodann gab Calmette eine Darstellung seiner ersten Ehe und seiner Scheidung. Er sagte aus, daß er erfahren habe, daß die Intimen Briefe, die seine erste Frau verbrannt zu haben erklärte, für die Veröffentlichung bestimmt worden seien. Als er sich in lebhaften Cobeserhebungen über seine Frau erging, brach diese in Schreien aus. Calmette erklärte, er sei erkannt gewesen, als der Fikar der mit „Dein Joe“ unterzeichneten Brief veröffentlichte. Der Direktor des Fikars habe sich selbst wegen dieser Veröffentlichung entschuldigt. Er erklärte, es sei seit dreißig Jahren das erste Mal, daß er so gehandelt habe. Seine erste Frau habe ihm mitgeteilt, daß sie an dieser Veröffentlichung nicht beteiligt sei. Durch solche Mitteilungen habe er erfahren, daß auch die übrigen Briefe veröffentlicht werden sollten.

Der Titelschacher vor Gericht!

Eine Anklage gegen den Vorwärts.

In Nr. 134 des Vorwärts Kriegsminister Karl Dieblich in dem Artikel „Beinahe Kriegsminister und sonst noch was“ nach, daß der verstorbene General v. Lindenau sich mit Titelschacher befaßt hat.

In Nr. 136 wies Dieblich in dem Artikel „Reichsverbandshauptling und sonst noch was“ nach, daß auch der erste Geschäftsführer des Reichsverbandes gegen die Sozialdemokratie, eine Stütze der Gesellschaft, Herr Dr. Franz Ludwig, gleichfalls mit Titeln zu handeln bestrebt.

Nun sind die beiden verantwortlichen Redakteure des Vorwärts, die Genossen Alfred Dielepp und Dr. Ernst Meyer, als Angekludigte wegen dieser Artikel vernommen worden. Weshalb? Sollen die behaupteten Tatsachen unwahr sein? Soll der General v. Lindenau den Titelschacher verschmäht haben? Soll Franz Ludwig, des Reichsverbandes Oberhaupt, strenge vom Titelschacher, vom „Jug-um-Jug-geschäft“, sich ferngehalten haben?

Aber nein! Diese Tatsachen werden alle zugegeben. Nicht den verstorbenen General soll der Vorwärts verurteilt, nicht Herrn Franz Ludwig zu Unrecht übles nachgesagt haben. Die Artikel sind vielmehr wegen — man höre und staune! —

Beleidigung des Kultusministers und des gesamten Staatsministeriums bei den von diesem selbst Staatsministerium abhängigen Richtern (die gegen den Willen des Kultusministers keine bessere Stellung bekommen können) angeklagt.

Die Richter werden selbstverständlich gemäß ihrer Überzeugung urteilen, auch wenn sie dadurch den Strafanktrag derer abwenden, von denen sie selber abhängig sind.

Nun war in den Artikeln vom Kultusminister und vom Staatsministerium keine Rede. Die Staatsanwaltschaft hat die Sache folgendermaßen ausgelegt: In dem Artikel ist nicht ausdrücklich gesagt, daß der Titelschacher von Staatsministerium nicht gebilligt wird. Folglich haben die Redakteure des Vorwärts und der Verfasser der Artikel für möglich gehalten, daß in ihren Lesern der Gedanke erwachen würde, das Ministerium und besonders der Kultusminister hätten den Schacher gebilligt.

Wenn sich solche Richter, die einst im Schoße des Staatsministeriums Justizminister Frick als „zuverlässig“ bezeichnet wurden, nur für die Verurteilung der Personen nachteilig: unserer Partei kann es nur dienlich sein, daß nunmehr der heilige Titelschacher der Herren v. Lindenau und Franz Ludwig vor Gericht ausgerufen werden kann.

Politische Uebersicht Deutschland

Berlin, 21. Sull. Der Reichsanzeiger veröffentlicht folgenden Erlaß des Kriegsministers, betreffend das dienstliche Verbot für Unteroffiziere und Mannschaften der Armee, zur Ausübung des Gewerbebetriebes Beihilfe zu leisten:

Es wird hiermit zur allgemeinen Kenntnis gebracht, daß den Unteroffizieren und Mannschaften der Armee dienstlich verboten ist, innerhalb ihrer eigenen oder fremden Truppen oder einer Behörde Zivilpersonen oder den Handwerksmeistern der Truppen und der militärischen Anstalten usw. zur Ausübung des Gewerbebetriebes Beihilfe zu leisten, insbesondere durch Vermittelung und Erleichterung des Abschlusses von Tauschgeschäften, Versicherungsverträgen und dergleichen. Den Unteroffizieren und Mannschaften ist befohlen, von jeder an sie ergehenden derartigen Aufforderung ihrem Vorgesetzten Meldung zu machen.

In der letzten Zeit bringen die bürgerlichen Blätter, die der Reichsregierung nahe stehen und die jeden Brocken, der vom Regierungstisch den Journalisten hingeworfen wird, gierig aufzunehmen, auffallend viele Notizen über neue Steuer- und andere Pläne der Regierung, die im Herbst dem Reichsparlament vorgelegt werden sollen. Zumeist dürften es mühsame Kombinationen hungriger Zeilenreißer sein, die wenig Beachtung verdienen; doch treten auch Einzelmeldungen hervor, die nicht stillschweigend übergangen werden können. So wird jetzt berichtet, daß im Schoße der Reichsregierung der Gesetzentwurf über ein Reichs-Zigaretten-Monopol, das 100—120 Millionen Mark bringen soll, ruht. Auch ein Elektrizitäts-Monopol sei in Aussicht genommen. Ueber das Zigarettenmonopol werden bereits folgende Einzelheiten gemeldet: „Wie verlautet, ist das Zigarettenmonopol als Fabrikationsmonopol, mit einem damit verbundenen freien Verkaufsmonopol gedacht. Das Reich soll sämtliche größere und kleinere Fabriken im eigenen Betriebe übernehmen. Die Wertabschätzung soll auf einen bestimmten Berechnungsschlüssel aufgebaut sein. Die größeren Fabriken

sollen weiterbetrieben die kleinen stillgelegt werden. Das Reich soll künftig als Tabakkäufer auf dem Weltmarkt auf, doch sollen die bisherigen Großhändler an den Lieferungen beteiligt bleiben. Die Leiter und Angestellten der staatlichen Tabakfabriken sollen nicht den Charakter als Staatsbeamte erhalten, sondern zu dem Staate nur in ein vertragliches Verhältnis treten. Der Staat soll seine Fabrikate zu fest bestimmten Preisen an die Zwischenhändler liefern und diese die Verkaufsgeschäfte versehen. Außerdem denkt man an die Errichtung von großen Niederlagen in den größeren Städten. Sollte das Zigarettenmonopol kommen, so ist auch ein Sperrgesetz zu erwarten, das bestimmt, daß die Zigarettenfabrikation von einem bestimmten Zeitpunkt ab für Rechnung des Reiches zu erfolgen habe und das die Errichtung neuer Zigarettenfabriken verbietet. Die Herstellung von Blech- und Kartonverpackungen, lithographischen Arbeiten, Zigarettenpapier u. a. m. soll auch fernerhin der Privatindustrie überlassen bleiben. Die Abfertigungssumme wird auf 500 Millionen Mark geschätzt, die im Wege einer Anleihe aufzubringen wären.“

Selbstverständlich ist wieder ein Raub auf die Taschen der großen Masse des Volkes beabsichtigt, und dabei wird es bei einer Steuer nicht bleiben. So schreibt schon das Berliner Tageblatt: „Sollte ein Zigarettenmonopol in dieser Form, was wir indessen nicht annehmen möchten, Gesetz werden, so wäre auch ein Zigarettenmonopol und damit die Monopolisierung der gesamten Tabakindustrie nur eine Frage in kurzer Zeit.“

Für die Arbeiterschaft gilt es, gegen jede weitere Belastung des Volkes Protest zu erheben.

Das Stichwahlresultat in Koburg. Die National-liberale Korrespondenz, das offizielle Organ der National-liberalen Partei Deutschlands beschäftigt sich in seiner Nummer vom 21. Sull nochmals mit der Koburger Wahl. Es tritt mit aller Schärfe der Auffassung der Freisinnigen entgegen, als ob der Ausgang der Wahl ein Beweis dafür sei, daß das fortschrittliche Programm in immer wachsendem Umfange an Werbekraft unter den Wählern gewinnt. Das Blatt faßt seine Ausführungen dahin zusammen:

„Es bleibt dabei, daß der Ausgang der Wahl nicht zurückzuführen ist auf die etwa in den partei- oder wirtschaftspolitischen Grundfragen des Fortschritts liegende Werbekraft, sondern daß tatsächlich lokale Ursachen und die „Niederfüßbacher Stimmung“ jene überraschende Neuorientierung mancher Wählerkreise herbeiführten. Wir können nicht einmal zugeben, daß die Persönlichkeit des Präsidenten Arnold besonders wirksam ins Gewicht gefallen wäre. Träte das zu, dann hätte er doch im Jahre 1909 die gleiche persönliche Anziehungskraft auf die Wähler ausüben müssen. Das ist aber, wie die Zahlen ergeben, nicht der Fall gewesen, denn Herr Arnold erhielt damals 3043 Stimmen, Herr Dr. Quard 3445 Stimmen und der Sozialdemokrat Biesch 6183 Stimmen. Da die Verdienste des Herrn Arnold um das Land Koburg bis dahin wohl die gleichen gewesen sind, wie bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt, der Erstwahl, so haben jedenfalls diese Verdienste damals die Wähler zu einer erheblicheren Stimmenabgabe nicht zu veranlassen vermocht. Schon aus dieser ziffernmäßig belegten Tatsache geht unwiderleglich hervor, daß andere Gründe für die Stimmenverschiebung maßgebend gewesen sind, und da läßt sich feststellen, daß der Stimmumschwung in der Wählerschaft mit dem Auftreten des Herrn Staatsrechtslehrers Dr. v. Litz und seiner Rede über die „Niederfüßbacher Stimmung“ einsetzte und daß in der Hauptsache der suggestiven Einwirkung der nun zugräftigen in den Wahlkampf hineingeworfenen belgischen Millionen der Abfall gutgläubiger städtischer und ländlicher Wähler zuzuschreiben ist.“

Die Wichtigkeit dieser unserer Auffassung wird die Zukunft bestätigen, wenn es Herrn Reichstagsabgeordneten Arnold und seinen politischen Freunden entgegen dem in Wahlkampf gemachten Zusage eben beim besten Willen doch nicht gelang, jene belgischen Millionen herbeizuholen und aus ihren Erträgen die „Grundsteuer“ in Koburg zu beseitigen.“

Das schlafende Heer

36

Roman von C. Diebig.

Was hatte er diesem Menschen getan? In der jähren Stille, die seinem Eintritt gefolgt war, überkam Dolechal eine verlegene Beklemmung. Um ihrer Herr zu werden, redete er sich höher auf und sah von oben herunter auf die Gruppe am Feuer.

Des Wikars schmale Lippen schlossen sich noch fester; auch er redete sich höher auf.

Ohne Wort, wie zwei Gegner, die ein böses Geschick plötzlich zusammenhegt, maßten sie sich.

Was fiel dem Pfaffen ein? Stellte er sich nicht vor das Best, als wolle er den Zutritt wehren? Dolechal sagte kurz: „Sie gestatten!“ und machte einen so entschlossenen Schritt, daß der andere zur Seite treten mußte, wollte er nicht geradezu unartig sein.

„Nun, Ciotka, wie geht es Euch?“ Er ignorierte den Wikar gänzlich.

War das Weib hartnäckig geworden? Es antwortete nicht. Dolechal wiederholte die Frage noch einmal in erhöhtem Ton; da schüttelte sie den gedummen Kopf und brummte mürrisch: „Nie rozumiem po niemiecku!“

Was — nicht Deutsch verstehen? Neulich hatte sie sein Deutsch doch gut verstanden, und alle diese hatten ihn gut verstanden, einige der Weiber ihn sogar angebettelt auf gut deutsch! Was sollte denn jetzt die Komödie?

Er fuhr sie an: „Geht Antwort!“

Aber statt der Antwort fing die Ciotka an zu jammern — eigentlich war es mehr ein Schimpfen — und schnatternd wie eine Herde Gänse fielen sämtliche Genossen ein.

Dolechal stieg das Blut zu Kopf; er sah ein Rächeln um den Mund des Wikars. „Antwort.“ sagte er sehr laut und schlug mit der Peitsche, die er noch in der Hand hielt, auf das Decken, daß die Hühnerfedern, mit denen es gestopft war, aus dem verknüpften Ueberzug herauslogen.

„Sprechen Sie polnisch, mein Herr!“ sagte der Wikar.

„Mein Name ist Dolechal, Baron von Dolechal!“ Es klang hochfahrend. „Ich glaubte von Ihnen gekannt zu sein!“

Der Beklemmung sagte lächelnd: „Baron, Herr Baron!“ Und dann in verbindlichem Ton: „Wenn ich raten darf: sprechen Sie hier polnisch, Herr Baron.“

„Bedauere!“

Wieder dieses Rächeln! Es raubte Dolechal jede Besinnung. Also so weit war es gekommen, daß man gezwungen

werden sollte, polnisch zu sprechen? Die Empörung machte seinen Ton rau: „Hier ist deutsches Land und hier wird deutsch gesprochen!“

Er wandte sich rasch, so daß er dem andern den Rücken kehrte, und ging mit erhobenem Kopf davon.

Wie ein Sieger ging er, aber unruhig, fühlte er sich doch geschlagen; der andere blieb! Draußen vor der Hütte hörte er jetzt die sonore Stimme — die sprach polnisch!

Ein bitterer Geschmack kam ihm auf die Zunge. Undankbares, werfelsüßiges Volk! Wie hatte das Weib ihn neulich mit Segnungen überschüttet — und heute? Warum war sie heute nur so ganz anders?

Na, es war nicht wert, weiter darüber nachzudenken; die Sache war erledigt, mußte erledigt sein! Hatte der Landrat nicht grade heute noch zu ihm gesagt: „Sie nehmen alles zu persönlich warm. Wenn ich so wäre, ich käme ja vor Aerger um bei den hiesigen Verhältnissen!“ — — — Ja, ja, der Landrat hatte ganz recht, man mußte gelassener sein! Aber freilich, der hatte gut reden, war ihm dieses Land denn Heimat? Vom Staate ward er besteuert, vom Staate bezahlt, er tat seine Pflicht. Aber Lieben kann nur der die Provinz, dem der Wind über die eigne Scholle bläst, der allzeit steht an seiner Grenze wie eine Schildwacht in finsterner Mitternacht.

Das alte Soldatenlied, das er in seiner Kürassierzeit so oft gehört, beim Bivouac, um stille Lagerfeuer, von fräftigen Soldatenstimmen hinausgetragen in die dunkle Nacht, schloß ihm plötzlich durch den Sinn. Und wenn er jetzt die Augen schloß, konnte er wahren, auch dort auf dem Gipfel des Lysa Góra brenne ein Feuer, und getragen vom Wind, klang's stark hinaus über unablesbares Land:

„Steh' ich in finst'rer Mitternacht —
So einhalm auf der stillen Nacht —“

So einsam — ja, einsam! Er senkte den Kopf. Da gab es kein Verhehlen: ja, er hatte sich in letzter Zeit oft einsam gefühlt, einsam, trotz Weib und Kind! Man verlangt nach männlichem Austausch gleicher Gedanken, gleicher Meinungen. Das hat etwas so Kräftigendes; es gibt das beruhigende Gefühl, Freunde, Bekannte hinter sich zu wissen, nicht allein zu stehen auf verantwortlichem Posten. Freunde? Paul Rejstner war abgereist, aber wäre der auch hier, ändern würde das doch weiter nichts; er war ein guter Mensch, ein lieber Freund, aber was kümmerten den Land und Leute? Ob polnisch, ob deutsch? Der führte sein Leben in der Garnison. Das säte ja auch nicht und erntete nicht — die Ernte interesselte ihn nur insoweit, als sich seine Extraausgaben bei guter Ernte noch vergrößerten.

Der Einsame senkte: kam das mit den Jahren, daß man die Unbefangenheit verlor, grüblerischen Gemüts wurde

und mißtrauisch fast. Oder iphte sich wirklich alles zu? War's nicht recht geheuer im Schoße dieser hartgefrorenen Erde, über die der Wagen jetzt mit Poltern holperte?!

Im Rollen der Räder klang ein Grollen mit. Tief unter dieser Ackerkrume schlief etwas, das schlief nicht in ewigem Frieden. Hier war gekämpft mit Blut. Noch war kaum ein halbes Jahrhundert verstrichen, daß die Koschiner*) zwischen diesen Feldern gezogen waren, ihre blinkenden Sensen geschultert, und daß der weiße Adler auf rotem Grund seine Krallen gestreckt hatte. Daß die Polener Infanterie die Saaten zerstampft und die Breslauer Jäger die Empörer zusammen geschossen hatten, wie Hasen auf der Treibjagd. Nein, diese Erde konnte noch nicht ruhig sein, dieses Land hatte noch nicht vergessen! Würde es je vergessen? Das wachte Gott!

Mit Schwermetall ließ der Deutscher Herr seinen Blick über die winterliche Ebene schweifen. Von der siegesricheren Freudigkeit, die er an jenem Sedantag beim Aufpflanzen der Fahne auf dem Lysa Góra empfunden hatte, war jetzt nichts mehr in ihm. Man hatte die Fahne vom Gipfel gerissen und in den Schmutz getreten — es galt, sie wieder neu aufzurichten. Aber wer, wer half dabei?!

„Aulant, tolerant!“ hatte der Landrat gesagt und die Achseln gezuckt, „es hilft nichts, wir müssen es sein! Mit der Faust ist hier nichts zu machen. Ich werde dem Herrn Schulinspektor Dzieciuchowicz Ihre Klagen wegen des mangelnden Deutsch beim Unterricht sehr schonend stecken — wir stehen uns gut, ich denke, er wird entgegenkommen — aber, sehen Sie: auch entgegenkommen, so weit als möglich, das ist meine Taktik!“

Immer entgegenkommen? „Nein!“ Dolechal hatte es so laut gerufen, daß der Kutscher sich erschrocken nach seinem Herrn umdrehte.

Tief verstimmt saß der Deutscher in seine Wagenecke gedrückt. Wohin er auch sah: nirgend ein Stützpunkt, nirgend ein anderer Anhalt für das schweifende Auge als hier der schwarze Turm von Pocięcha-Dorf und dort der Lysa Góra. Zwischen diesen beiden rollte sein Wagen dahin, fortgerissen von den schnaubenden Pferden.

Hinterm Fenster der Propstei hatte Piotr Stachowial dem herrschaftlichen Wagen nachgeschaut, dessen Kassen in der Stille des iden Dorfes einen großen Lärm machte. Die Schweine in den Koben singen erschreckt an zu grunzen, und die Habichte, die dort in den zwei Pappeln am Pfuhl auf die Enten lauerten, flatterten mit gelbemem Schrei davon.

*) Senfemänner.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Westpreußen

Elbing-Martenburg

Wozu also der Getreidezoll?

Oldenburgs Sommerfeste in Kressau läßt die Gemüter noch immer nicht zur Ruhe kommen. Am 15. Juli brachte die Deutsche Tageszeitung in ihrer agrarischen Beilage die Betrachtungen des Januschauers, wie sich jetzt aber herausstellt, stark frisiert. Und gerade an der wichtigen Stelle über die Neugegestaltung des Zolltarifs hat sie Streichungen vorgenommen, die auf kein gutes Gewissen schließen lassen. Der Kammerherr v. Oldenburg-Januschau hat nämlich nach einer Mitteilung des Berliner Tageblatts aus Graudenz gesagt:

Nun stehen wir vor einer ganz neuen Gesehgebung, die uns allen eventuell ans Leben geht, das ist in diesem Reichstage die Neugegestaltung des Zolltarifs.

Ich bin da etwas langzertren. Ich glaube, daß dieses ganze Elend, das über uns hereingebrochen ist, durch die sogenannte Vera Coprivi, nicht in dem Maße Zusammenhang hat mit der Reduzierung der Zölle um 1,50 Mark pro Doppelzentner, sondern daß da noch andre Sachen mit hineingespielt haben. Wir können wohl beratig großen Gefahren in Zukunft nicht entgegengehen, weil das Ausland einfach nicht mehr in der Lage ist, so viel billiger zu produzieren wie wir. Was uns bewegt und mit Recht beweagt bei der Coprivischen Gesehgebung, das war der Bruch mit den Grundfäden der Bismarckschen Politik, daß alle produzierenden Stände gleich zu schützen sind, und daß plötzlich mit der Landwirtschaft, die sich damals sowieso schon in einer schwierigen Lage befand nach dem Grundlag verfahren wurde: Wer hat, dem wird gegeben, wer aber nicht hat, dem wird auch das noch genommen, was er nicht hat. Die Industrie wurde stärker geschützt, die Landwirtschaft verlor den Schutz. Das gab eine katastrophale Erbitterung, und aus ihr ging herover der Bund der Landwirte. Wir müssen uns heute einmal ganz klar darüber sein, was wir diesem Bunde danken (?) und welche enorme Bedeutung er auch für die Zukunft unserer Berufsleben hat.

Stellen Sie sich einmal vor, es gäbe keinen Bund der Landwirte. Wenn es zu Coprivs Zeiten schon einen solchen Bund gegeben hätte, dann hätten wir unmöglich eine solche Preisgabe der Landwirtschaft erlebt. Und wenn wir ihn heute nicht hätten, wenn wir heute nicht einig und stark sind, so geht unser Berufsleben bei der gegenwärtigen Zusammensetzung des Reichstags, bei der Schwäche, mit der unsere Position nur noch verteidigt werden kann vor der Majorität, und der Schwäche, welche die verbündeten Regierungen der Majorität im Reichstage zeigen, sehr ernstlichen Zeiten entgegen.

Den zweiten Absatz der Oldenburgischen Rede, von: Ich bin da etwas langzertren . . . bis: unser Berufsleben hat . . . unter schlägt die Deutsche Tageszeitung. Denn da steht der Satz, daß die Auslandskonkurrenz für die deutschen Agrarier heute nichts mehr zu bedeuten hat, daß also der berühmte „Zollschlag für die Landwirtschaft“ unnötig ist und lediglich der Bereicherung der Großagrarier dient. Da aber das Verteilblatt die Profitinteressen der Agrarier vertritt, so war ihr diese Stelle der Oldenburgischen Rede im höchsten Grade unbequem. Doch das Blatt für „deutsche Art“ und Christentum wußte sich zu helfen: es unterschlug einfach, was ja einem robusten agrarischen Gewissen nicht schwer fällt. Womit freilich das Geständnis des Januschauers nicht aus der Welt geschafft ist.

Für die kommenden Zolltarifverhandlungen wird es gut sein, sich das Bekenntnis des Oldenburgers zu merken.

Der Arbeiter Gall in Elbing sorgt nicht für den Unterhalt seiner Kinder. Die Frau starb vor einiger Zeit und hinterließ ihm sechs Kinder. Eins von diesen kam in Fürsorgeerziehung, zwei ins Industriehaus und die andern drei in die Obhut der städtischen Armenverwaltung. Gall hatte, weil er sich nicht um die Kinder kümmerte, ein polizeiliches Straf-

mandat von 3 Mark erhalten. Dagegen erhob er Widerspruch und erhielt nun vom Schöffengericht drei Tage Haft.

In Krasshofsdorf rettete der zehnjährige Sohn des Zimmerers Fiedler zwei Kinder von fünf und sechs Jahren vom Tode des Ertrinkens.

Der Zuschlag für die großen Straßenspasterungen der Stadt Elbing ist dem Steinsehmelster Hejer erteilt worden.

Drei Aechte aus Jener, die dort in der Nacht zum 12. Juni allerlei Unfug getrieben hatten, wurden vom Elbinger Schöffengericht zu Gefängnisstrafen von 14 bis 21 Tagen verurteilt.

Niedergebrannt ist das Gasthaus des Herrn Eiter in Schwandorf.

Danzig-Land

Die Gemeindevertretung von Bürgerwiesen beschäftigte sich in ihrer letzten Sitzung mit der Prüfung der Jahresrechnung für 1913. Die Einnahme beträgt 65 539 Mark, die Ausgabe 65 909. Nun sind aber aus dem Vorjahre noch für 4655 Mark unbezahlte Rechnungen vorhanden; das Defizit erreicht also bereits die Höhe von 5026 Mark. Es würde geringer sein, wenn es der Gemeinde gelungen wäre, alle Steuern einzutreiben. 2141 Mark Steuern mußten jedoch gestrichen werden, weil da, wo nichts zu holen ist, nicht nur der Kaiser, sondern auch die Gemeinde ihr Recht verloren hat. Für die Armenpflege waren 6300 Mark vorgesehen. Ausgegeben mußten indessen 10 572 Mark werden. Das arme Bürgerwiesen wird von den kapitalkräftigen Nachbargemeinden erdrückt. Was sich hier abspielt, ist nichts als ein schmerzvoller Lodesstampf. Hilfe kann allein eine Eingemeindung nach Danzig bringen.

Eine Quetschung des Fußes erlitt der acht Jahre alte Schüler Anton Nag aus Oliva durch einen Straßenbahnunfall. Der Junge versuchte einen fahrenden Wagen zu besteigen. Dabei kam der Waghalsige zu Fall und geriet mit dem Fuße unter den Schutzrahmen des Wagens. Die Verletzung des Fußes machte die Ueberführung des Knaben in das Krankenhaus notwendig.

Stuhm-Marienwerder

Wie Arbeiterlinder sterben. Bei dem Brande eines Zinshauses in Al-Nebrua kamen zwei Kinder des Arbeiters Gebel in den Flammen um. Die Kleinen waren drei und vier Jahre alt. Stark verkohlt wurden die Leichen gefunden. Das Feuer ist in Abwesenheit der Eltern entstanden. Sie waren bei der Arbeit auf dem Felde. Keine liebende Vater- oder Mutterhand konnte die Kinder vor diesem schrecklichen Tode bewahren. Die Kinder der Reichen spielen jetzt unter Aufsicht ihrer Erzieherinnen am Strande oder Bädern.

Thorn-Kulm-Briesen

An der Thorer Eisenbahnbrücke stieß ein Oberfahn mit einer Stromab treibenden Holztrast zusammen. Der Rahn verlor dabei den Mast. Die Trast wurde in zwei Teile zerrissen.

Dabei fielen zwei Arbeiter ins Wasser. Die Besatzung eines an der Unfallstelle ankommenden Dampfers eilte den Versinkenden zu Hilfe und rettete sie.

Deutsch Krone

Hel weret noch! Da steht er vor uns: die Augen klein und trübe, dafür aber ein gewälliges Hörnerpaar auf dem Haupt und blökt sein „bäh!“, daß die Fenstersehnen ältern. Wir glauben ihn längst fessig im Herrn entschlafen. Aber die Luft der Kleinstadt jedoch ist gesund, darum denkt der Schafkopfkub von Jastrow einstweilen noch nicht daran, das Zeitliche zu legen. Am Freitag den 24. Juli wird er, so verkündet ein Inserat in der Jastrower Zeitung, einen Ausflug nach Seemühle unternehmen. Um 3 1/2 Uhr nachmittags warten die Wagen am Ebertpark. Sie führen die Mitglieder des Schafkopfkubs herrlichen Genüssen entgegen, denn in Seemühle gibt's Rehbraten, Schlete, Kresse und Kote. Und dazu Bier, soviel man trinken will. Ach ja, es ist eine Lust, sich zu Jastrows Hauptvoote zählen und Mitglied des Schafkopfkubs sein zu dürfen. Nur eins ist noch besser: die Zugehörigkeit zum Reichsverband gegen die Sozialdemokratie. Wer ein ganzer deutscher Mann sein will, schwört daher auf beides, den Schafkopf und den Reichsverband.

Ein Hühnchlag traf den Arbeiter Relich aus Jastrow bei der Erntearbeit. Er sank um und war sofort tot.

Dirschau-Berent-Stargard.

Eine 77jährige Frau stürzte in Dirschau durch ein Fenster aus dem dritten Stockwerk eines Wohnhauses auf die Straße hinab. Nach einer Stunde erlag die Frau den erlittenen schweren Verletzungen.

Unter dem Verdacht der Brandstiftung wurde in Pr.-Stargard der Drechsler Krumm verhaftet. Er soll versucht haben, seine Wohnung in Brand zu stecken, um die Versicherungssumme zu erhalten.

Neustadt-Puzig-Karthaus

Wenn die „besseren“ Leute baden. Die Poppoter Zeitung schreibt: „Im Nordbade hatten sich zwei Herren, ins Damenbad begeben, und kein Gebot, kein Zureden des wachhabenden Postens, auch nicht vielfaches Bespizhen konnte die beiden verschrecken. Schließlich sah man sich genötigt, die Polizei zu Hilfe zu rufen. Diese ließ einen ihrer Beamten ein Boot besteigen, um die Eindringlinge festzunehmen. Mit Indianergeheul wurde der Beamte empfangen, und es wurde ihm die Aufforderung, doch erst Badehosen anzulegen, da die Uniform zu heiß wäre, den Heim könne er in Ansehung seines Amtes aufbehalten. Verschiedene Douchen mußte der Beamte über sich ergehen lassen, und eine regelrechte Wasserfchlacht zwischen Damen und Herren begann, wobei das Boot Wasser schöppte. Nur mit Mühe konnte sich der Beamte im Boot halten, um nicht ein unfreiwilliges Bad nehmen zu müssen. Nachdem die erhitzten Gemüter sich abgekühlt hatten, räumten die Eindringlinge das Damenbad.“

Wenn das Arbeiter gewesen wären! Mit denen hätte man keine „regelrechte Wasserfchlacht“ ausgefochten. Die Profeten, die sich etwa erdreisten sollten, ins Damenbad zu

Was das Volk ist

Die Massenerkrankungen nach dem Genuß von Hackfleisch und Leberwurst, die Ende September 1912 in Köln a. Rh. zu verzeichnen waren und seinerzeit im Publikum eine große Aufregung zur Folge hatten, kamen in einem Prozeß zur Verhandlung, der am 22. Juni vor der fünften Strafkammer in Köln begann und am 8. Juli zu Ende geführt wurde. Die Erkrankungen, im ganzen 158, waren in der Mehrzahl leicht verlaufen, ein nicht unerheblicher Teil der Betroffenen war aber in ernster Weise erkrankt und mußte in ärztlicher Behandlung verbleiben sowie längere Zeit das Bett hüten. Leider war auch der Tod eines elfjährigen Knaben zu beklagen, der Hackfleisch gegessen hatte. Die Herren Weggermeister, noch nicht zufrieden damit, die Konsumenten durch maßlos hohe Preise zu schröpfen, verlaufen obendrein noch das Fleisch von krankem Vieh als gute Ware. Es ist dem Eingreifen unseres Kölner Parteiblattes mit zu verdanken, daß die Staatsanwaltschaft auf die Existenz einer Anzahl sogenannter Volksschlächtereien in der weiteren Umgebung Kölns aufmerksam gemacht wurde. Mit diesem hübschen Namen hat man die Betriebe belegt, die grundsätzlich nur krankes Vieh aufkaufen und das Fleisch auf dunklen Wegen an großstädtische Metzgereien liefern, die es dann ihrerseits in der Wurst und dergleichen verschwinden lassen.

Die Anklage richtete sich gegen den Metzgermeister Heinrich Wisdorf und seine Frau, gegen die Ehefrau Martha Marx, den Metzgermeister Vidua, den Metzgermeister Hermann Rank, sämtlich von Köln, den Viehhändler Jakob Reusch aus Düren und den Metzgermeister Jonas Salm aus Mariaweller bei Düren. Während den ersten fünf Angeklagten zur Last gelegt wurde, vorzüglich Hackfleisch und Wurstwaren hergestellt beziehungsweise verkauft zu haben, deren Genuß geeignet war, die menschliche Gesundheit zu schädigen, waren die beiden letzten Angeklagten beschuldigt, kranke, teilweise sogar tuberkulose Kühe aufgekauft und in den Handel gebracht zu haben. Für die Verhandlung waren 250 Zeugen und als Sachverständige 38 Ärzte, Bakteriologen, Chemiker und Metzgermeister geladen.

Die der Verhandlung zugrunde liegenden Vorgänge ergeben sich am besten aus den Ausführungen des Staatsanwalts: Wisdorf hatte sein Wurstfleisch hauptsächlich von Reusch bezogen; dessen Lieferant war Salm. Schon seit längerer Zeit

standen Reusch und Salm in dem Geruch, Volksschlächter zu sein. Ich will nicht behaupten, so sagte der Staatsanwalt, daß Reusch und Salm die einzigen gewesen sind, die das schismatische Handwerk der Volksschlächtereie betreiben. Ich will auch keinen mit Namen nennen, aber ich glaube, eine Reihe von Schlächtern aus der Eifel ist es auch gewesen. Der Begriff der Volksschlächtereie ist ja hier verschiedentlich erörtert worden, und es handelt sich dabei, um es kurz zu sagen, um Schlächtereien, wo Notfchlachtungen an der Tagesordnung sind. Es ist in Sonderheit wahr, daß solches Vieh den Weg in den Stall des Reusch fand, und auch erklärlich, weil verschiedene Zeugen hier aus sagten, daß Reusch ziemlich hohe Preise bezahlte. Interessant ist auch die Art des Geschäftsbetriebes, der sich zwischen den Händlern einerseits und Reusch nebst Salm andererseits abspielte. Es wurden Geschäfte auf Ehrenwort abgeschlossen und ihm einfach antelephoniert: hier ist eine Kuh! Reusch sagte: Schicken Sie mir das Tier herum, um den Preis abzumachen. Reusch schlachtete dann die Kuh und schickte dem Händler, was ihm beliebte. Wie beschreiben nun die Händler diese Tiere? Einer sagte: Nun, was gute Tiere sind, die schlachte ich selbst. Daraus ist doch wohl der Schluß zu ziehen, die Tiere, die nicht mehr gut waren, bekommt der Reusch. Ein anderer sagte: Ich habe doch nicht hineingesehen, ob die Tiere gesund waren. Ein weiterer erklärte: Die Kühe hatten eben ein bißchen was am Euter. Einer setzte aber allem die Krone auf, indem er sagte: Die Tiere waren ja noch am Leben. Daraus kann man den Schluß ziehen, solange wie das Vieh eben noch lebt, kann man es noch verkaufen. Weiter geht daraus die eigenartige Anschauung der Leute hervor. Unter den von Reusch angekauften Tieren befanden sich auch solche, die von den Viehverversicherungen abgestoßen waren. Wie kommt es, daß die Tiere abgestoßen werden? Die tierärztliche Bescheinigung, die der Viehverversicherung gegeben wird, spricht sich nicht darüber aus, ob sie krank sind, oder ob sie zum Schlachten noch zu gebrauchen sind. Der Tierarzt setzt einfach hinein, das Tier ist unwirtschaftlich und Tierarzt ist anzuraten. Es waren Kühe darunter, die die Abschaffung ist anzuraten. Es waren Kühe darunter, die an Rehtkopf, Euterentzündung, Bauchfellentzündung, Bauchwasserlucht und an anderen Krankheiten litten. Es hat sich in der Verhandlung ergeben, daß sich in der Gesehgebung Lücken befinden, die verhindern, daß einem solchen Treiben, das man als gemeingefährlich bezeichnen muß, ein Riegel vorgeschoben werden kann. Ich hoffe, daß der Prozeß eine wünschenswerte Unterlage für die Gesehgebung geben wird. Die Beseitigung

der Privatschlachthäuser muß gefordert werden. Der Kampf gegen die einzelnen Schlachthäuser hat keinen Wert. Es wird weiter gefordert werden müssen eine bakteriologische Untersuchung alles Fleisches. Denn die beiden Fleischbeimauer sind medizinisch viel zu wenig gebildet, um sich ein Urteil darüber bilden zu können, ob das Fleisch erst nach tierärztlich untersucht werden muß oder nicht. Es muß die direkte Auslieferung des Fleisches an die Empfänger verboten werden, und es ist notwendig, daß das Fleisch erst irgendwo lagert, um vor der Ablieferung an den Adressaten untersucht zu werden. Es muß ferner für die Entziehung von der Beschau eine strenge Strafe eingerichtet werden. Die Strafe, die jetzt darauf steht, ist viel zu gering, um abschreckend zu wirken. Es muß schließlich eine Uenderung eintreten bezüglich des Verkaufs des von den Viehverversicherungen übernommenen Viehs. Gerade das Vieh, das von den Viehverversicherungen abgestoßen wird, bedeutet eine besonders große Gefahr.

Das Urteil lautet gegen Reusch und Salm auf je ein Jahr Gefängnis und drei Jahre Ehrverlust, gegen Wisdorf auf 1000 Mark und gegen Vidua auf 100 Mark Geldbuße. Sämtliche übrigen Angeklagten wurden freigesprochen.

Bedenkt man, daß diese Schweinereien jahrelang betrieben wurden, so ergibt sich, wie notwendig die vom Staatsanwalt verlangte, schärfere Kontrolle ist. Denn was bei dem Kölner Prozeß aufgedeckt wurde, ist ja nicht neu; periodisch werden ganz ähnliche Dinge aus dieser oder jener Ecke des deutschen Vaterlandes berichtet. Vorkommnisse dieser Art zeigen aber immer wieder, daß die Lebensmittelversorgung noch durchaus zu wünschen übrig läßt, vor allen Dingen, daß die Kommunen hier noch fast völlig versagen. In Köln besteht eine Fleischkontrolle, die nach der Meinung der städtischen Behörden zum Schutze gegen gesundheitliche Gefahren völlig ausreicht; dieser Prozeß zeigt aber nun mit erschreckender Deutlichkeit, daß gerissene und gewissenlose Metzger und Händler diese Kontrolle mit Leichtigkeit umgehen können.

Die Konsumenten mögen aus dem Prozeß die Nutzenwendung ziehen, überall auf eine schärfere Fleischkontrolle zu dringen. Vor allem sollten sie die Genossenschaftsschlächtereien mehr bevorzugen, die nur gutes Fleisch erster Qualität verarbeiten.

wird, werden sehr bald im Loch sitzen. Für die Herrschaften ist die Epifade nichts als ein lustiges Abenteuer.

Die Feuer zerstörte in Pommern ein von vier Familien bewohntes Haus. Die Leute haben ihre sämtlichen Habe verloren.

Militärjustiz

Die angemessene Strafe.

Hauptmann Kresse vom Infanterieregiment Nr. 85 war wegen Mißhandlung von Untergebenen vom Kriegsgericht der 15. Division zu sechs Wochen strengen Arrest verurteilt worden. In der Verhandlung wurde nachgewiesen, daß er verschiedene Rekruten durch Faustschläge in das Gesicht und durch Stöße mit dem Degen auf dem Rücken mißhandelt hatte. Der Gerichtsherr legte Berufung gegen das Urteil ein, da ihm die Strafe zu niedrig erschien, und auch der Angeklagte hatte Revision eingelegt. Das Oberkriegsgericht des 8. Armee-Korps verwarf einem Privattelegramm zufolge beide Berufungen, da es die Sühne für die dem Angeklagten zur Last gelegten Mißhandlungen als angemessen betrachtete.

Ein Erlaß des Kriegsministers im Einverständnis mit dem allerhöchsten Kriegsherrn forderte kürzlich die Anklagebehörden auf, alles zu tun, damit Soldatenmißhandlungen strenger als bisher bestraft werden. Wie man sieht, hat der Erlaß nichts genügt; und er wird nichts nützen, so lange die Kriegsgerichte nicht anders zusammengesetzt und das Militärstrafrecht einer gründlichen Aenderung unterworfen wird.

— Disziplin bis ins Krankenzimmer. Der Soldat Lucht vom 103. Infanterie-Regiment war am 25. Juni wegen einer Beleidigung in die Reolerkrankenkasse eingeliefert worden, wo ihm eine Schiene nebst Verband angelegt wurde. Der Arzt ordnete an, daß Lucht im Bett bleiben und den Verband nicht abnehmen solle. Weil Lucht aber nach seiner Angabe von der Kompagnie kein Mittagessen erhalten und deshalb Hunger hatte, wollte er sich am 27. Juni nach dem Kompagnierevier begeben und dort Brot holen. Er verließ das Bett und ließ sich an. Der hinzukommende Sanitätsunteroffizier befahl ihm aber — auch im Krankenzimmer hört der militärische Gehorsam nicht auf — sich auszulegen und wieder ins Bett zu legen. „Ich ziehe mich an und gehe raus!“ antwortete der Soldat und ließ den Befehl unbefolgt. Am Anschluß daran hat er dann „gemurmelt“. Das „Murmeln“ bestand nämlich darin, daß Lucht sich halblaut mißmutig darüber aussprach, daß sich die Kompagnie bezüglich des Mittagessens nicht um ihn kümmere. Dabei soll die Stellung nicht stramm und militärisch gewesen sein — bei diesem kranken Soldaten. Der Sanitätsunteroffizier bemängelte die Kopfhaltung und befahl dem kranken Soldaten, den Kopf höher zu nehmen. Das soll Lucht nicht ordnungsgemäß getan haben. Mit diesen harmlosen Vorgängen war nach militärischen Begriffen eine „schwere Insubordination“ begangen und das Dresdener Kriegsgericht warf dafür die Strafe von zwei Monaten Gefängnis aus.

Gerichtliches

— Der nervöse Verteidiger. Vor der Strafkammer des Dresdener Landgerichts war es zu einem heftigen Zusammenstoß zwischen dem Staatsanwalt Assessor Dr. Steigner und dem Rechtsanwalt Dr. Glaser gekommen. Dieser hatte vor der Strafkammer einen Klienten verteidigt, der von der ersten Instanz wegen Betruges zu einem Monat Gefängnis verurteilt worden war. In der Berufungsinstanz kam nun der Staatsanwalt zu der Anschauung, daß gegen den Angeklagten dringender Verdacht wegen Zeugenbeeinflussung vorliege. Er ordnete daher die Inhaftnahme des Angeklagten nach Schluß der Gerichtsverhandlung an und beauftragte einen Gerichtsdienner mit der Abführung des Angeklagten. Der Verteidiger Dr. Glaser war von dem Vorhaben des Staatsanwalts nicht in Kenntnis gesetzt worden, und als nun der Klient abgeführt

wurden sollte, trat in großer Erregung der Verteidiger dem Staatsanwalt mit den Worten entgegen:

„Herr Staatsanwalt, wir sind beide Juristen, zeigen Sie mir die Gesetzesstelle, wonach die Staatsanwaltschaft berechtigt ist, den Angeklagten zu verhaften. Wenn man Klient festgenommen wird, erstatte ich sofort Strafanzeige wegen Freiheitsberaubung!“

Und zu dem Gerichtsdienner sagte der Verteidiger: „Ich werde mich über Sie beschweren, denn Sie machen sich der Freiheitsberaubung mitschuldig!“

Der Staatsanwalt drehte sofort den Spieß um. Er erhob gegen den Verteidiger Anklage wegen versuchter Nötigung in zwei Fällen und beantragte, im Interesse der Staatsautorität den Verteidiger zu einer Gefängnisstrafe zu verurteilen. Dieser entschuldigte sich mit hochgradiger Nervosität und bot um mildernde Umstände. Dieser Bitte kam das Landgericht insofern nach, als es den angeklagten Verteidiger zu einer Geldstrafe von neunhundert Mark verurteilte.

Etwas vom Wandern

Nicht von dem Wandern soll hier die Rede sein, wobei täglich ein bestimmtes Ziel zu erreichen ist, möglichst viel Sehenswürdigkeiten mitgenommen und die im Frühjahr empfohlenen Wege eingeschlagen werden. Das ist für Leute, die recht vieles sehen wollen. Auch nicht vom sportmäßigen Wandern wollen wir reden, wie es jetzt allenthalben üblich wird, besonders bei der Jugend und bei Leuten, die sich nach längerem Stubenhocken einmal recht ausarbeiten, körperlich anstrengen wollen. Unsere Wanderart ist mehr für Menschen, die weder nichts wollen, als in unverdorbener Natur und unter schlichten Leuten einmal auf kurze Zeit auszuspannen von nervenermüdender Arbeit, von gesellschaftlichem Zwange, von häuslichen und beruflichen Sorgen, um innerlich reicher, freier und arbeitsfroher heimzukehren zur gewohnten Pflicht. In diesem Falle aber ist eine ganz andre Art des Wanderns am Plage.

Dann darf man sich vor allem nicht an eine bestimmte Wanderzeit binden, nicht an schönes Wetter im Frühling oder Sommer, wo die Natur den meisten Menschen am schönsten erscheint; man muß dann wandern, sobald das Bedürfnis nach Ausspannung recht stark wird und ein paar Tage Zeit dazu übrig zu werden können. Wer gelernt hat, mit offenen Augen in der Natur sich umzusehen und allen ihren Stimmen zu lauschen, der weiß, Berge und Wälder sind auch schön, wenn sie im Herbst- und Frühlingssturm brausen, wenn sie im Nebel dampfen, wenn sie im Rauhfrost prunken oder unter der Schneelast trauern. Sogar der März und der April sind gute Wandermonate. Zwar ist das Wetter unbeständiger als im Sommer oder Herbst, doch hat es dafür andre Reize: selten sind Wolken, Berg und Fels und Baum so wechselvoll beleuchtet, selten strahlt der Himmel am Morgen und am Abend so in allen Tönen vom glühendsten Rot und Gelb, vom tiefsten Violett und drohendsten Blauschwarz bis zum zartesten Grün. Noch sind die Bäume kahl, doch dafür zeigt sich ihr eigenartiger Bau und die Vielgestaltigkeit des Astwerks so wundervoll und klar, dafür leuchten die Ästen so rotgoldenen, silbergrauen oder schneeweiß im Sonnenlicht, dafür liegt ein so duftiger Hauch über Birken- und Buchenwald. An sonnigen Hängen blühen Hasel- und Weidensträucher und die ersten Frühlingsblumen, und die Tierwelt ist erst recht reger im Vorfrühling. Die locken Rebhuhn und Fasan so lieblich, nie schmeitert der Fint so laut, nie jubiliert die Lerche so voll Lust. An Menschen aber wimmelt's noch nicht wie zu Pfingsten und in den Sommerferien, im Wirtshaus wird man noch nicht zur Nummer, der Herbergsvater empfängt den Wanderer noch wie der Bauer die ersten Stare.

Auch bei der Wahl der Wandergegend muß man vom Lieblichen oft abweichen. Bei rauherem Wetter sind auch sonst vielbewunderte Gegenden nur schwach besucht. Für die schöne Jahreszeit aber, wo alles ausfliegt, gibt es abseits vom großen Touristenstrom wenigerberührte und dabei schöne Landschaften noch genug, viel mehr, als man bei den heutigen Verkehrsverhältnissen glauben sollte. Ein, zwei Bahnstunden vom Wohnort entfernt kann man sich auf Bergen, in Tälern, Wäldern,

Heidelandschaften und an großen, vogelreichen Wasserlächen umherstreifen, die selbst Weltwanderer kaum dem Namen nach bekannt sind. Nicht immer sind es „Sehenswürdigkeiten“ im gewöhnlichen Sinne, aber man lernt in diesen Landschaften Naturschönheiten sehen und lieben, die andern an landschaftliche Glanzpunkte gewöhnten Augen oft ganz entgehen. Die Menschen sind dort urwüchsiger, keine Fremdenindustrie, kein Hotelwesen, keine Kellnerschüler trüben die Freude an der Natur. Freilich für Leute, die große Ansprüche machen an Zimmer, Betten, Speisen und Bekleidung, ist eine solche Gegend zum Wandern kaum geeignet, obwohl gerade ihnen ein paar Tage anspruchslosen Lebens nichts schaden würden.

Für den, der in einsamen Gegenden nicht gern allein wandert, sind ein, höchstens zwei Wandergefährten genug. Für mehrere wird die Unterkunft zur Nacht erschwerter. Dazu müssen die Wanderer einander sehr gut kennen und verstehen, bei der Befolgung ihrer Neigungen und Interessen aufeinander Rücksicht nehmen, reden und schweigen können zur rechten Zeit und sich nicht die Daune verderben lassen, wenn das Wetter, die Leute oder das Essen einmal nicht ganz nach Wunsch sind.

Noch ein paar Worte von der Wanderreise: daß man sich vorher über die Gegend unterrichtet, so gut es eben geht, daß man sich den Kompaß und eine gute Wanderkarte mitnimmt, ist selbstverständlich. Auf Wegemarkierung wie in der Sächsischen Schweiz kann man ebenjowenig rechnen, wie auf die Zuverlässigkeit von Weg- und Zeitangaben Einheimischer. Die sonstige Wanderausrüstung (Kleidung und Mundvorrat) muß noch sorgfältiger sein als in besuchten Gegenden. Das Wanderziel wird nur ganz allgemein bestimmt. Im einzelnen muß man sich je nach Wetter, Zeit, Geld, Bedürfnis oder Stimmung Freiheit und Spielraum lassen. Nicht immer vorwärts heißt es, sondern auch verweilen. Wo's hübsch ist, bleibt man länger und läßt dafür was andres weg. So können wir, warm in den Wettermantel eingehüllt und das Pfeifchen schmauchend, unter überhängender Felswand das Vorüberziehen eines Unwetters mit größter Seelenruhe abwarten. Was kümmert's uns, ob wir heute ein paar Stunden weiterkommen oder nicht? Im Notfall bleiben wir im Forsthaus oder Meierhof zur Nacht.

So haben wir auch Zeit, einmal stundenlang am See im trockenen Schilfhaufen verborgen zu sitzen, um das eigenartige Treiben der Wildenten, Graugänse, Wasserhühner, Haubentaucher, Reiher, Möwen und Röhrspaten aus größter Nähe zu beobachten. Wir können uns kaum sattsehen und brechen erst auf, wenn uns die Kälte oder Dämmerung vorwärts treibt. Ein andermal liegen wir auf stiller Waldwiese oder im Heidekraut, schlafend oder träumend, in die Ferne schauend oder hinauf in die ziehenden Wolken, den Stimmen der Vögel lauschend oder dem Rauschen der Wipfel. Ein Stündlein solcher Rast wirkt Wunder auf Nerven und Gemüt. Am Morgen weilen wir ein Viertelstündchen in der feierlichen Stille eines Kirchleins, zum Frühstück sitzen wir beim Landmann am Feldrain, dann wandern wir mit dem Försterburden durch den Wald, mit Landbriefträger oder Boienfrau, fahren ein Stück mit dem Mühlknecht auf dem Kutschboden und hocken am Abend mit Bauern, Waldarbeitern und Handwerkern im Wirtshaus hinterm Ofen am großen Tisch. Wir erzählen, was sie von uns wissen wollen, und lauschen ihren Gesprächen ohne Dreinreden und Besserwissenvollen. Auf diese Weise erfahren wir hundert interessante Dinge, von denen der blasierte Städter selten oder nie etwas vernimmt: von Geschichte und Sage der Gegend, von Wohnung, Kleidung, Sprache, Ernährung und Kindererziehung, von Feldbestellung und Arbeitsweisen und -geräten, von Schurren, Liedern und Rednamen, vom Freien, Hochzeitmachen und Begrabenwerden.

Auf diese Weise kommt man nicht so weit herum und sieht auch nicht so vielerlei wie der, der stramm von Ziel zu Ziel wandert; aber dafür lernt man Land und Leute besser kennen und verstehen, sieht tiefen Sinn in Bräuchen, der dem rasch Vorüberziehenden verborgen bleibt, lernt achten, was er nur bestiehlt. In dieser Wanderweise liegt wirkliche Erholung, blüht noch ein Restlein Romantik, die dem arbeitüberheftigen Stadtmenschen von heute gar nichts schaden kann und die ihm lieb wird, sobald er ihren Segen für Leib und Seele einmal an sich selbst erlebt hat.

M. Bretschfeld.

Schlächter Huerta

Von Karl Marisau.

Ein Film könnte so überschrieben sein und die Polizei müßte ihn verbieten. Es wäre der Titel zum knalligsten aller Kolportageromane, aber wie ja das Leben die Romanschreiber zu überbieten liebt und die Wirklichkeit erfindungsreicher als das betrieblichste Literaturgehirn ist, braucht der Roman des in die Weltgeschichte avancierten Zielenthabers nicht erst geschrieben zu werden, und Victoriano Huerta existiert nicht in den Programmheften der Kinos, ist keine Ausgeburt der gewissen Jahnfennigphantasie, die auf den Hintertreppen ihre Abnehmerinnen findet, sondern ist möglich, sogar wirklich im Bande der unbegränztsten Möglichkeiten, als das wir momentan Mexiko anzusehen geneigt sind.

Huerta. In illustrierten Blättern sieht man dies von Generale. Übrigens kann man ruhig sagen, von zynischer Brutalität merkwürdig gestraffte Gesicht. Ein Emporkömmling, der mit zwei ausgebildeten Ellbogen und eisenharten Fäusten seinen Weg sich gesichert hat. Kalte, wägende, unendlich überlegene Augen, in denen gleichwohl die Lüge des Gehegten flammte. Ein mächtiger Riese, der irgendwie an das bössartige Fleischen eines Urwaldaffen mahnt. Ein Raden, der sich nicht mehr beugt, seit er alte Latzen abgestreift hat. Ein Ahiel des Willens, der Wildheit, wahrscheinlich auch der Musteln, und im ganzen jene beunruhigende, halb abstoßende, halb nervenaufpeitschende Mischung, der man bisher nur zutraute, ein Dorschampionat zu erringen. Aber hier ist mehr, kein trümlerter Lünkel, der mit seiner Faust dem Gegner das Gesicht blutig reißt, sondern ein eiserner Willensmensch, dessen Machz um die Legitimität gegenwärtig die Welt in Atem hält.

Seinen Lebenslauf liest man ihm vom Gesicht ab, hinter dessen rauher Fremdartigkeit sozial allgemein Menschliches auf dem Hinterhalt liegt. Tapfer und wild zu sein, glaubt man

diesem in unserer Bürgerlichkeit nicht unterzubringenden Gesicht auf den ersten Blick. Und ebenso spürt List und Verschlagenheit aus Augen, die dem Gegner bis auf den Grund der Seele zu spionieren vermögen. Grausam ist sein Mund, ungezügelt die Genußfreude, die man diesen Lippen glaubt. Ein Bild für die Indianerbüchel, Umkleelagustration für jene Sorte Literatur, die wir unter der Schulbank lesen.

Aber der Mann lebt und die Telegraphendrähte der Welt klingen von ihm. Ganz von unten kommt er, in jenen Niederungen ist er geboren, aus denen die Menschheit nicht das erste Mal ihre Zuchtmesser, der ordnungsliebende Bürgerstimm immer wieder keine Rebellen verhängt bekommt. In den Fränkzingerjahren wurde er als Sohn eines gemeinen Indio geboren, sein Name Huerta heißt im Spanischen „Garten“ und weist auf die Abstammenschaft von Gärtnern und Bauern hin. An Schulbildung hat er eben nur genossen, was ihm zugänglich war, also wenig oder nichts. Aber er ist ein rückwärtsloser Draufgänger, viel zu impulsiv, brutal, herrschgierig, um bloß ein Streber zu sein. Das eine muß ihm zugebilligt werden: vom ersten Handeln an stellt sich dieser Mann immer ganz in die Schanze, selbst in seinen Winkelzügen spürt man immer die Faust, und Gott weiß, was für eine Faust.

Karriere: Der Dorfbub kommt zur Armee des Präsidenten Juarez. Als Schreiber zunächst eines der Generale, der in Huertas Heimatsort vorübergehend Quartier nimmt und auf die Anfertigung des Bengels aufmerksam wurde. Er muß ein ungewöhnlicher Junge sein, denn jener General hat nichts Ehligere zu tun, als den Schreiber dem Präsidenten selbst zu empfehlen, der ihn sofort auf die Kriegsschule von Chapultepec schickt. Nun läuft dieses Abenteuerleben ein paar Jahre zwischen den Drahtzäunen der Disziplin, Ordnung, Arbeit; Huerta arbeitete nämlich wirklich, nahm nicht einmal Teil an den Kämpfen Porfirio Diaz' gegen den Nachfolger auf Juarez' Präsidentensstuhl. Mit einundzwanzig Jahren ist er Pionier-

offizier, als junger Hauptmann bespricht er mit dem unterdessen Präsident gewordenen Diaz die Errichtung eines mexikanischen Generalstabes, die erste Generalstabskarte Mexikos stammt von ihm, nach wieder ein paar Jahren hat es der aztekische Bauernsohn zum Oberstleutnant gebracht und kämpft gegen die Jaqui-Indianer, um als Oberst in die Hauptstadt zurückzukehren und nun elf Jahre, bis 1901, als Chef der topographischen Abteilung der mexikanischen Landesvermessung nicht eben abenteuerlich, aber sehr verdienstvoll zu wirken.

Dazwischen freilich meldet sich der eigentliche, oder sagen wir: der andere Huerta. Der Gewaltmensch, denn es Bedürfnis ist, zuweilen mit aller Macht über die Stränge zu schlagen, zwischen denen er sich dank einer eisernen Selbstdisziplin so lange beinahe wohl gefühlt hat. Wieder zieht er gegen die Jaqui und einen anderen rebellischen Stamm in Yucatan, und der Mann, den man sich bis dahin nur über eine Generalstabskarte gebeugt denken kann, erwirbt sich das Prädikat, das er sicherlich als ehrend begehrt: der „Schlächter Huerta“. Sein Vorgehen gegen die Maya-Indianer ist einfach unmenschlich zu nennen; wer nicht niedergemetzelt wurde, ging in den Dschungeln von Quintana Roo zugrunde, Huerta hat diesen Indianerzustand wahrhaftig wie ein elendes Flämmchen mit den — blutbesten — Fäusten zerdrückt.

1910 war das Jahr, in dem der greise Diktator Diaz zum ersten Mal den Thron unter sich wanken fühlte, auf dem er durch Jahrzehnte eine — man ist allerdings versucht, zu sagen: nützliche — Schreckensherrschaft etabliert hatte. Francisco Madero erhob sich, den alten, zahmlosen Löwen zu stürzen. Huerta bekam ein Kommando über eine nur kleine Truppe, mit der sich nichts ausrichten ließ, zumal da der Oberst der mexikanischen Landesvermessung in jenen Tagen Vorstich als der Tapferkeit besseren Teil erwählt zu haben scheint. Er wurde aberufen und geleitete ein Jahr später Diaz nach Veracruz, hatte diesmal auch Gelegenheit, sich auszuzeichnen, indem er einen

Gewerkschaftliches

Der Niederlausitzer Textilarbeiterkampf

Pollzei gegen Ausgesperrte in der Niederlausitz.

Die Pollzei stellt sich bereits in auffälliger Weise in den Dienst der Unternehmer. In Rottbus wurde die Versammlung der Ausgesperrten polizeilich überwacht, so auch die Versammlung der Unorganisierten, die am Dienstag in Rottbus tagen sollte. Der Referent, Genosse Köffel, zweiter Vorsitzender des Textilarbeiterverbandes, forderte die Polizeibeamten auf, den Saal zu verlassen. Das geschah jedoch nicht. Er machte nunmehr bekannt, daß er die Versammlung nicht abhalten würde, solange sie überwacht wird. Wenn die Pollzei soviel Zeit habe, solle sie in die Versammlungen der Unternehmer gehen, die hinter verschlossenen Türen tagen; dort würden die geheimen Rachepläne geschmiedet, an denen die Öffentlichkeit ein großes Interesse habe. Was die Ausgesperrten unternehmen, habe die Öffentlichkeit nicht zu scheuen, und darum brauchten sie keine Pollzei zur Überwachung. Eine Beschwerde gegen das unberechtigte Vorgehen der Pollzei wurde sofort an den Oberbürgermeister abgeschickt. Die Unorganisierten melden sich allerorts in großer Zahl zum Verband. Das geschwätzte Verhalten der Pollzei dürfte das übrige dazu beitragen, daß den Kapitalisten nicht die Bäume in den Himmel wachsen. Die Anwesenheit der Polizeimannschaften wurde von den Unorganisierten, die in der Versammlung anwesend waren, mit großem Widerwillen aufgenommen. Eine Konferenz, die der Regierungspräsident in Frankfurt a. O. mit den Bürgermeistern der Niederlausitz hatte, hat zu keinem bestimmten Resultat geführt.

Der Solinger Waffenarbeitertampff erfolgreich beendet.

Im Laufe des Sonnabends haben die Fabrikantenvereine, eine kombinierte Waffenarbeiterversammlung und die Generalversammlung des Solinger Industriearbeiterverbandes zu den Vorschlägen der Vergleichskammer Stellung genommen und einmütig nachfolgenden Einigungsverschlüssen zugestimmt:

Zwischen dem Schwerfabrikantenverein und der Schwerbranche des Industriearbeiterverbandes wird folgendes vereinbart:

1. Streit und Sperre werden zu gleicher Zeit aufgehoben.
2. Die bisherigen Preise bleiben in Kraft. Zu einer Minderung derselben bedarf es einer dreimonatigen Kündigung, wenn nicht ein früherer Termin vereinbart wird oder neue Arbeitsmethoden eingeführt werden.
3. Der Schwerfabrikantenverein bildet mit den einzelnen Fachvereinen der Arbeiter eine aus je fünf Personen bestehende Vergleichskammer, welche die Regelung von Streitpunkten und die den beiderseitigen Vereinen obliegenden Verpflichtungen festzusetzen hat.
4. Die Vergleichskammer errichtet ein Statut, welches nach dem Muster des zwischen dem Verbands Solinger Fabrikantenvereine und den in Solingen vertretenen Fachvereinen zu bilden ist.
5. Die Fabrikanten verpflichten sich, ihre Arbeiten nach Möglichkeit im Solinger Industriebezirk machen zu lassen, soweit es sich nicht um Spezialarbeiten handelt, in denen ausmärtige Industrien einen wesentlichen Vortprung haben.
6. Die Berufe der Schwerfächler, Schwerhäuter und Waffenpolierer verpflichten sich, nur an hiesigen Waffenfabriken zu arbeiten. Dagegen sollen von diesen Berufen von der Beschäftigung ausgeschlossen sein: Mühlhändler, welche gegen die Beschlüsse und Satzungen der Vergleichskammer sowie gegen die jetzt bestehenden Satzungen der in Frage kommenden Fachvereine verstoßen und aus diesen Gründen aus dem Verein ausgeschlossen werden. Den Ausgeschlossenen steht die Berufung an die Vergleichskammer zu.
7. Diejenigen Arbeitswilligen, welche während des Streiks aus ihren Fachvereinen ausgetreten sind, haben bis innerhalb vier Wochen wieder in ihre Vereine aufnehmen zu lassen.
8. Maßregelungen dürfen von keiner Seite stattfinden. Durch die Annahme dieser Vorschläge, die einen nahezu vollen Sieg der kämpfenden Waffenarbeiter bedeuten, ist die drohende Generalaussperrung in Solingen vermieden worden

und der Kampf in der Waffenbranche nach wöchiger Dauer beendet. Die Forderung auf Zahlung der Restgehälter durch die Fabrikantenvereine wurde gelassen, da die Arbeiter an dieser Forderung die Verhandlungen nicht scheitern lassen wollten. Von Interesse dürfte es noch sein, daß gegen die genannten Einigungsverschlüsse in der kombinierten Waffenarbeiterversammlung zwei Mitglieder des christlichen Metallarbeiterverbandes stimmten. Das Gleiche tat eine christlich-nationale öffentliche Versammlung, die mit katholischen Gesellen- und Jünglingsvereinen künstlich gefüllt war, und in der ein W.-Glabbacher aus Köln über den Terrorismus der „sozialdemokratischen“ Verbände allerhand konfusenes Zeug erzählte.

— **Streit der Berliner Müllkutscher.** Nach dem Berliner Tageblatt traten am Dienstag die Berliner Müllkutscher in den Ausstand. Die beiden Begleiter eines Müllwagens wurden in der Friedrichstraße von einer Frau gebeten, eine alte Matratze mit fortzunehmen. Nach anfänglicher Weigerung kamen die beiden dem Wunsche der Frau nach, zumal ihnen ein kleines Trinkgeld gegeben wurde. Hiermit handelten sie aber gegen die Dienstvorschrift. Als der müllbeladene Wagen an der Verladestelle Bahnhof Yorckstraße ankam, erhielten die Begleiter von der Direktion den Befehl, daß sie sofort entlassen seien. Als bald veranstalteten die Müllkutscher in ihrer Gesamtheit eine Versammlung. Darin wurde die Entlassung der beiden Kollegen für unberechtigt erklärt und die sofortige Einstellung der Arbeit beschlossen. Die entleerten Wagen wurden sämtlich nach dem Depot gefahren und dort stehen gelassen. — Nach der bürgerlichen Presse erfolgte der Ausstand „aus geringfügiger Ursache“. Für bürgerliche Zeitungsschreiber mag es immerhin eine „geringfügige“ Ursache sein, wenn Arbeiter wegen jeder Kleinigkeit rücksichtslos auf Pfaster gefeuert und mit ihren Familien dem Hunger überantwortet werden. Die Arbeiter haben alle Ursache, sich mit allen Kräften gegen solch verwerfliches System zur Wehr zu setzen.

Bei den gefelligen Känguruhs

Von Alwin Rath.

Ich habe diese merkwürdigen Hüpfertiere oft in Momenten im Zoologischen Garten beobachtet, wo sie durchaus nicht von Gefelligkeit zeigten. Sie sprangen mit Behemung gegen das nachbarliche Gitter an, wo sich ein anderes Känguruh etwas herausfordernd auf die Hinterbeine gehockt hatte und mit den ziellichen Vorderpfoten, die noch nicht in Ohrfeigenmäße gekommenen nachbarlichen Hüpfgenossen hänselte und übermäßig heranwinkte. Wie der Sturm fauchte ein fuchsroter Springer gegen die reizende Herausforderung dieser winzigen Pfötchen an. Zwei drei Riesentritte durchs ganze Gitter hin — und schon fuhr seine noch träftigeren Vorderhände durch das Gitter, wo sich der „Ruf zum Streit“ etwas ängstlich zurückgezogen hatte, und suchten den frechen Nachbar an den Ohren zu zupfen, ihm Mauschellen zu geben. Aber der fuhr plötzlich in verschlagener Listigkeit mit den mächtigen Hinterschinken gegen das Gitter empor und schlug mit den sicher nicht angenehm kugelnden, schweißlich langen, spitzen Mittelhufen dieser wie kleine Pferdchen ammutenden Hinterpartien gegen den Krachstutzen las. Ein Fuß fuhr plötzlich um ein Stück durch das Gitter. Wie schnellste da der ansehnliche Unterkörper des wohl etwas unansehnlichen Bestochenen jählings zurück. Ein kleiner, gelblicher Lauf und gleich machte er dasselbe Manöver mit dieser furchtbaren Waffe der Känguruhs. Aber der kleinere Graupf, sein Gegner, hatte ebenfalls wieder ausgeholt und nun zog es der an Körpergröße wohl überlegene Fuchsrote vor, sich um einen halben Meter zurückzuziehen zu lassen und mit der frischen Zunge etwas Balsam auf die Hiebe zu legen.

Es sind unermüdlich in dem Geplänkel durch das Gitter hindurch. Wären diese Krachbüchsen beieinander, wie würde das Fell stauben. Es ist nicht selten Eifersucht der Männchen untereinander, die ihre scharfen „Hinterpfote“ in Bewegung setzt. Dabei stützen sie sich auf den als Stuhl recht oft benutzten biden Schwanz. Und nun erst in der freien Natur, in der Wildnis! Im australischen Busch, wo zwar recht stachelige

Dorngewächse wuchern, wo aber ein Känguruh mit Sprungweite von zehn Metern pro Satz elegant hinstreift, auf, wenn es einem verhassten Nebenbuhler gehirnerschütternde Rufe auszuweisen, ihm den Bauch aufzuschlagen und ihn so gänzlich vor dem neugierig aufschauenden Känguruhstodchen, das dem Sieger anheimfällt, zu blamieren. Besonders duftig sind die kleinen Känguruhs, wie alles Kleine sich ja durch Bissigkeit und Boshaftigkeit auszeichnet, da ihm der Kampf um die Existenz um so schwerer wird. Diese kleineren „Hüpfertiere“, zu denen das in Süd-Queensland, Neusüdwales und Victoria herumziehende Pademelon zum Beispiel gehört, wie auch das Gelbfußkänguruh und der Hasenspringer, trafen sich bei ihren Rentoniers wegen einer weiblichen Känguruhschmauge halb oder ganz kahl, gewöhnlich so kahl, daß man es dem Weibchen nicht verübeln kann, wenn es sich nach einem schöneren Vater für seine Kinder umschaut. Ein Farmer in Victoria hatte ein zahmes Pademelonpärchen. Da ist eines Tages ein männliches roßbauchiges Wallaby, ein anderer bedeutend größerer Springbeutler über die Palisaden der Farm hinübergefliegen und macht dem etwas verführten Weibchen vor den Augen des Männchens in unverschämtester Weise den Hof. Aber es wollte durchaus nichts von dem Zudringlichen wissen. Das Pademelonmännchen mußte sich erst mit dem Eindringlichen zwar zanken, daß an seinem Hinterteil kaum noch ein Härchen zu sehen war. Dann jedoch hatte der Roßbauch den gleichen Kampf mit dem treuen Pademelonweibchen zu bestehen, dem auch die Haare nur so um das treue Herz herumstoben. Der Schluß der Werbung war: Wallaby macht kehrt und ist in hohem Satz wieder über die Palisaden fort.

Wenn diese schlimmen Zeiten der Verliebtheit und Eifersucht vorbei sind, machen die Känguruhs der ihnen nachgerühmten Gefelligkeit wirklich alle Ehre. Sie leben dann in größeren Rudeln an ihren Weibepfötchen zusammen, gewöhnlich in Herden bis zu fünfzig Stück. Aber man hat auch schon sehr kräftige Stämme von 100 und mehr Tieren beisammen gesehen. Ein alte Männchen, das sich gewöhnlich durch besonders scharfe Beobachtungsgabe, durch vortreffliche Seher und scharfe Witterung auszeichnet, ist der „Leitmann“, dem alle übrigen blindlings folgen. Tagsüber liegen sie, die Hinterläufe weit von sich gestreckt in aller Behaglichkeit und Ruhe im hohen Gras, knattern um sich herum nur wie zum Zeitvertreib ein paar Halme ab, oder sie hocken nebeneinander und spielen mit den Vorderpfoten, wälzen sich umeinander, rauhen sich ein wenig im Haar, machen Hops übereinander weg und versuchen es wohl, wer der geschmeidigste auf den Hinterbeinen ist. Die Jungen tänzeln um die Mütter herum und tagbalgen sich, wie unsere jungen Fische und Bären, spielen bald mit Zweigen, bald mit prunkend vorübertaumelnden Faltern, die den ganzen tiefblauen Schmelz des Tropenhimmels auf ihren gleißenden Schwingen tragen. Kaum aber gibt das alte Leitmännchen einen Warnlaut von sich, so stürzen sich die Jungen, so flink ihre auch schon entwickelten Hüpfbeine es nur zulassen, zur Mutter heran. Diese hat sich erhoben, die Beuteltasche unter ihrem Leib, der Bohrtisch des Känguruhkindes, steht schon halb offen, und kopfüber stürzt sich das erschreckte Kleine in den Beutel. Die langen Beine starren noch heraus, da setzt sich die ganze Herde schon stürmisch in Bewegung. Die kleinen Vorderhände sind dicht an den Leib geschmiegt, der starke Schwanz steht in der glatten Richtung des schnellenden Körpers gerade nach rückwärts. Alles an diesen wie spitze Keile nun durch die Lüfte voransausenden, auf den Hinterbeinen in großen Bögen von 2—3 Meter Höhe und 6—10 Meter Weite dahinfliegenden, über Gebüsch und niedrigere Baumarten leicht weggleitenden Körpern ist auf Schnelligkeit eingestellt, und nichts darf dem Winde irgend ein besonderes Hindernis entgegenstellen. Solche rasende Heh Jagd, der kaum ein Jäger auf dem schnellsten Pferde nachzukommen vermag, halten diese Tiere merkwürdigerweise mehrere Stunden lang aus, ohne auch nur ihr stürzendes Tempo im geringsten zu vermindern. Sie bei diesem jagenden Auf- und Niederhopsen zu erlegen, ist eine besondere Schwierigkeit.

Ein Australier sagt darüber: Das große Geheimnis beim Känguruhschießen, das von vielen für überaus schwierig gehalten wird, beruht darin, sich nie zu übereilen. Man muß niemals eher schießen, als bis das Känguruh in guter Schußweite angekommen ist, und dann nach dem Halbe zielen. Doch will ich nicht verkennen, daß die eigentümliche Art der Tiere zu

Angriff der Maderisten auf den Eisenbahnzug des Präsidenten glücklich abschlug. Er beteiligte sich noch an einigen Unternehmungen gegen den Terrain gewinnenden Madero und kam in eine ziemlich schiefe Lage, als dieser schließlich doch Präsident wurde. Madero ist ihm auch zeitweilig nicht grün gewesen, sicher Huerta scheint Gleiches mit Gleichem vergolten zu haben; sicher ist jedenfalls, daß er den gegen den neuen Präsidenten sich erhebenden Pasqual Orozco öfter beinahe schon in Händen hatte und ebenso oft entwichen ließ. Orozco reuanchierte sich übrigens, ist heute General der mexikanischen Armee, Statthalter von Tehuahuca und einer der unbedingtesten Anhänger seines früheren „Verfolgers“ Huerta.

Weniger Federlesen machte Huerta damals mit dem Banditen Villa, was ihm von Madero ernstlich verübelt wurde und zu seiner vorläufigen Kastration weitestgehend beitrug. Wie schon bei seinen Scheinunternehmungen gegen Pasqual Orozco ließ sich Huerta eben auch diesmal von durchaus persönlichen Beweggründen leiten; aber seine Stunde war noch nicht gekommen, er erhielt wieder einmal seine Abberufung und eine Krankheit tat noch ein übriges, den von allerhand nicht durchaus freundschaftlichen Legenden umwitterten Feldherrn auf Jahre hinaus zum verärgerten, stillen Mann zu machen. Eine Augenerkrankung zwang ihn zu fast völliger Untätigkeit, er soll damals halbblind gewesen sein und schaltete darum auch bei der ihm kaum unwillkommenen Erhebung des jungen Diaz vollkommene aus.

Ein Jahr später tritt er allerdings mit verdoppelter Energie auf den Plan und nun enthüllt sich langsam dieses merkwürdige Charakterbild. Madero kommandiert ihn als seinen ersten General gegen die Aufständischen, Huerta versucht wieder seine schon früher bewährte Zauder- und Hinhaltestrategie, er weigert sich sogar ausdrücklich, gegen das von Rebellen besetzte Zeughaus vorzugehen, und es gelingt ihm, den von Madero an seiner Statt geschickten General Blanquet für

seine Pläne zu gewinnen, die auf nichts anderes als den Sturz des Präsidenten Madero hinausgehen.

Die intime Geschichte dieses Szenenwechsels ist echt mexikanisch. Noch immer hält Diaz das Zeughaus besetzt und Madero hört zum erstenmal in seine kurze Herrlichkeit das verhängnisvolle Wort „Abdankung“ hineingellen. Er sibt mit seinen Ministern, dem Polizeipräsidenten und Ordnungsbeamten beim Frühstück; man erwägt verzweifelt und verdröffen die Situation und General Blanquet magt es, in Gegenwart des Präsidenten Maderos Abdankung als das einzig Richtige, ja Nötige zu bezeichnen. Madero, kreidebleich, springt empor, stellt den General zur Rede, der sich auf die Armee und das Volk beruft. Der Rest ist ein veritables Handgemenge, Pistolengeknalle, Madero streckt in sinnloser, vielleicht auch sehr gut berechneter Wut zwei seiner Offiziere mit gutgezielten Schüssen nieder, raucht mit seinem General, wird zugleich mit dem Vizepräsidenten überwältigt und gefangen genommen. Das alles zur selben Zeit, da Huerta in gepielter Unkenntnis der sich zuspizigenden Situation mit Verwandten und Freunden Maderos im Restaurant Gambinus saß. Um 3 Uhr, es ist der historische 18. Februar 1913, ruft man Huerta ans Telefon und durch die Hörmuschel empfängt er höchst zeitgemäß die Nachricht von der Gefangensetzung Maderos. Er hebt sogleich das Gehege auf, läßt seine Zerkumpone einstecken, den einen von ihnen, Gustav Madero, vorsichtigerweise noch in derselben Nacht standrechtlich erschießen und zuckte wahrscheinlich bloß in unendlicher Verachtung mit den Achseln, als man ihm das letzte Wort seines Tafelfreundes überbrachte. Es hieß Traidoris (Verräter).

Das Drama nimmt unterdessen seinen Fortgang, Präsident und Vizepräsident warten gefesselt in einem Verließ des Staatspalastes, was die nunmehrigen Herren über sie beschließen werden. Tags darauf läßt man einen Extrazug für Frau, Töchter und Söhne des gefangenen Präsidenten bereit-

stellen, aber man leit den von Angst Aufgeregten nach einer Nacht vergeßlichen Wartens mit, daß man sich bestimmt fände, ihre Abreise aufzuschieben. Vier Tage vergehen, am 23. Februar tritt Major Cardenas zu mitternächtlicher Stunde in das Gefängnis Maderos und erschießt den schlafenden Ex-Präsidenten. Der aufwachende und sich zur Wehr setzende Vizepräsident wurde erdrückt, man lud die beiden Leichen auf ein Automobil, setzte Maderos Chauffeur ans Steuer und gab ihm Weisung, „zum Gefängnis“ zu fahren. Eine Abteilung Gendarmen begleitete den Wagen mit den beiden Toten, zu welchem Zwecke, sollte sich schnell erweisen. Auf halbem Wege kommandierte man „halt!“, erschoss den Chauffeur, demolierte das Automobil mit ungezählten Revolvergeschüssen, von denen die beiden drinnen liegenden Leichen förmlich durchsiebt wurden — und erzählte am anderen Morgen den aufstehenden Diplomaten und Zeitungsleuten, daß Madero und sein Vizepräsident bei ihrer Ueberführung von einer bewaffneten Bande angefallen und ermordet wurden. . . .

Mexikanische Regie!

Und nun war Huertas Weg frei. Nun stand nichts im Wege, Präsident zu werden, als der fatale Umstand, daß sich die Union genötigt sah, gegen den „Schlächter“ ihr Veto zu erheben. Der Botschafter der Union hatte sich nämlich für Maderos Sicherheit verbürgt, eine Bürgschaft, die angesichts der Farce vom „Ueberfall“ iener geheimnisvollen Bande auf den Ex-Präsidenten in nichts zusammenfiel. Obwohl angenommen wird, daß Huerta diesem letzten, blutigen Akt von Maderos Präsidententraum fern stand, konnte sich Präsident Wilson nicht entschließen, den aztekischen Emporkömmling als mexikanischen Präsidenten anzuerkennen, und aus dieser Weigerung resultierten die Kanonenschüsse von Tampico und Veracruz. . . .

springen, Anfänger sehr verwirrt, und es auch für den aus-
geübten Schützen keineswegs leicht ist, ein in voller Flucht
habendes Känguruh zu erlegen. Zum Schluss, wenn
das Känguruh doch in den Bereich der Hunde gekommen ist,
was besonders durch aufgewickelten Untergrund oder durch
schiefen abhülligen Terrain leicht verursacht wird, auf dem sich
das springende Tier immerfort nur überhöht, geht es meist
noch einen bösen Kampf ab. Die spitzfüßigen Hinterfüße an
den durch die ewige Flucht so gänzlich unproportional ausge-
bildeten mächtigen Schenkeln, schlagen mit tödlicher Wucht den
Angreifer in den Leib hinein. Junge Hunde sind fast regel-
mäßig bei diesem Kampf verloren, während alte, besonders die
auf diese Jagd dressierten Känguruhhunde, sich wohlweislich
vor diesen bösen Waffen hüten. „Selbst der Mensch hat sich
dazu gesehen“, hebt der eben angezogene Australier hervor, „um
nicht die Kraft der Klauen zu erfahren. Jedenfalls tut der
Jäger wohl, wenn er dem niedergelassenen Wild sofort die
Sehnen durchschneidet. Denn nach und nach schlagen die Kän-
guruhs in gefährlicher Weise mit den Hinterbeinen um sich. Ich
bin zweimal in Gefahr gewesen, von einem Känguruh ver-
wundet zu werden, und beidemal mit einer Krast zu Boden ge-
worfen worden, daß mir Hören und Sehen verging. . .“ Das
Känguruh scheint sich auch eventuell nicht, wenn es dem Jäger
von den Händen zugetrieben wird, diesem glattweg über den
Kopf zu springen. Es kann dann auch wohl, wenn es den
Jäger nicht früh genug erblickt, bei seinem windstilleen Gehen
nicht so plötzlich aus der Richtung heraus. So berichtet Goubt:
„Nachdem es ungefähr eine Viertelmeile laufend prüdelegt
hatte, wandte es sich plötzlich um und kam gegen mich zurück.
Die Hunde waren ihm dicht auf den Fersen. Ich hand voll-
kommen still, und so lief das Tier bis gegen sechs Meter an
mich heran, bevor es mich bemerkte. Zu meinem großen Er-
staunen bog es jedoch weder zur Rechten noch zur Linken aus,
sondern setzte mit einem gewaltigen Sprunge über meiner Kopf
weg. Ich war nicht imstande, ihm einen Schuß nachzusetzen.“

Gewöhnlich bergen die Känguruhmütter auch bei der wil-
desten Flucht ihr Baby in dem Leibbeutel. Nur, wenn sie mit
dem etwa schon ziemlich großen Jungen nicht mehr voran-
kommen können, greifen sie eiligst in den Beutel hinein und
lassen den kleinen lebendigen Ballast fallen. Diese eigentüm-
liche Beuteltasche, die die jugendlichen Känguruhs unterm Leib
tragen, muß eine Bildung sein, die früher noch mehr Arten der
Säuger vergangener Erdperioden besessen haben. Wir finden
sie heute außer bei den zahlreichen Varietäten dieser „Hüpf-
linge“ noch beim Beutelmohr, beim Beutelmarder, der Beutel-
maus und beim Bombat, einem plumpen Nagetier von licht-
grauer oder brauner Färbung, das in Tasmanien sich herum-
treibt, und ebenio bei den zierlichen, pöflichen Rüsselmäusen,
die an den Blütenolden westaustralischer Sträucher und Früh-
lingsbäume mit ihrer spizen Rüsselchnauze und der fadenartigen
langen Zunge wie Kolibri den Honig aus den tiefen Kelchen
schlecken.

Alle diese Tiere zeigen eine ganz abnorme, auf lang ver-
schollene Erdperioden zurückweisende Art, das noch ganz lebens-
unfähige Junge außerhalb des Leibes allmählich zur Entwik-
lung kommen zu lassen. Das Kiehlänguruh z. B., das drei
Meter lang ist und in hockender Stellung die Höhe eines Man-
nes hat, gebiert schon nach 39 Tagen ihr Meines. Es ist eine
wahre „Frühgeburt“, denn das noch in embryonalem Zustand
befindliche winzige Wesen hat erst eine Länge von drei Zenti-
metern! Der arme Leib ist wie ein durchsichtiger, bläulich
roter Wurm anzuschauen, ohne jede Ausbildung irgend wel-
cher Gliedmaßen, ohne Ohren und Atemlöcher. Die Mutter
drückt dies unscheinbare Klumpchen weichen, fast zerfließenden
Fleisches vorsichtig mit den Händen innerhalb des Beutels an
eine Zitze und hält es fest, bis es sich dort allmählich festgesetzt
hat. Nach dieser ersten scheinbaren Tätigkeit, die mehr nur ein
Haftenbleiben der winzigen Schnauze infolge der beständigen
mütterlichen Zutunlichkeit ist, klistert dem kleinen hilflosen Wesen
von selbst die Nahrung zu. Acht Monate lang, hängt es nun
an der Brust an, wobei in diesem nach außen verlegten Frucht-
halter, bis es eines Tages, wenn es schon völlig behaart ist,
der oft zuckelnden und helfenden Alten ein paar kleine dumme
Augen zeigt, auch die Ohren schon halb laufend aufrichtet und
endlich mit stumpfen Sinnes den ersten Anzeichen einer ihm
außerhalb seines „Kinderzimmers“ lebendig werdenden Welt
aus dem Fell der Mutter entgegenhorcht und entgegenstiert.
Für den, der so ein „irgendes“ Känguruhweibchen erblickt, ist
es wirklich ein außerordentliches Anblick, wenn seine Augen zum
erstenmal das Junge aus dem Bauchfell mit fürwichtigen Köpf-
chen hervorgucken sehen. Plötzlich erhält es aber von einer
Vorbeifluter der Alten einen kleinen zärtlichen Schlag auf die
Nase, und da ist's verschwunden im Fell, und nur noch ein
kleiner Hautknäufel zeigt, wo es sich vor einer drohenden Gefahr
verstecken mag.

Känguruhs bleiben ewig Säuglinge. Selbst, wenn sie
ganz erwachsen sind, und als Männchen eventuell noch längere
Hinterbeine als die Mutter haben, sehen sie diese immer noch
an und zu als ihre Säugamme an. Und der ausfällig stark
ausgeprägte Familieninn der gutmütigen Weibchen gestirbt
dann so einem großen Wirtchen nach, was ihm eigentlich nur
als dreijähriges Baby mit vollem Recht zustand. Weins-
land stellt gar fest, daß eine Känguruh-Urgroßmutter noch ihre
Tochter säugte, als diese selbst lebende kleine Schmarotzer schon
an sich trug.

Die Tiere werden in ihren Heimatländern so außerordent-
lich gejagt, weil sie ein ganz schätzbares Wildbret liefern. Aus
diesem Grunde waren sie auch schon einmal bei uns in der
Eifel an den stummen dunklen Mooren, den graulichen Krater-
seen der erloschenen Feuerberge, zu sehen. In ziemlicher An-
zahl waren sie eingeführt und vermehrt sich vortrefflich.
Eines Tages aber besannen sie sich auf ihre guten Hinterbeine
und gingen auf die „Tippelei“ — vielleicht um sich in ihrer
neuen Heimat etwas mehr umzusehen und auch neue Futter-
plätze aufzusuchen. Das bekam ihnen aber schlecht. Sie wur-
den von vorrückensüchtigen Schützen nach und nach niederge-
knallt, und mit einem neuen Versuch der Einbürgerung dieser
interessanten Australier scheint's gute Weile zu haben.

Aus aller Welt

— Folgen der Luftfahrtssteuer. Die Berliner Blätter
mitteilen, sind die Schiffsleute im Mozartsaal am Rollendort-

platz, die das erste elegante Kinotheater Großberlins waren
und die vor der Einführung der Schöneberger Luftfahrts-
steuer auch florierten, nunmehr das Opfer dieser Steuer
geworden.

— Straßenegeffe in Straßburg. In Muhl, etwa
30 Kilometer von Straßburg entfernt, das durch seine mili-
tärlichen Befestigungen bekannt ist, war am Montag das
9. Husarenregiment aus Straßburg einquartiert. Abends
kam es in der Wirtschaft zur „Krone“ wegen eines Mädchens,
um welches sich uniformierte und zivilistische Liebhaber be-
mühten, zu einer Schlägerei zwischen Husaren und Kasernen-
bauarbeitern, die bald blutig ausartete. Während die
Schlägerei, in die ein ganzes Anäuel von Soldaten und
jungen Burshen aus Muhl verwickelt war, sich auf die
Straße forschte, fielen aus der Menge der Arbeiter mehrere
Revolverkugeln, durch die zwei Husaren schwer verletzt wurden.
Der eine davon ist seinen Verletzungen bereits erlegen. Von
den Haupttädelstörern wurden zwei Zivilisten verhaftet.

— Der Mordanschlag in der Kantener Straße in
Berlin, über den wir berichtet haben, ist noch nicht weiter
aufgeklärt worden. Der verhaftete Pastor a. D. Schmidt
bestreitet nach wie vor erschieden, mit der Tat irgend etwas
zu tun zu haben. Er wurde trotzdem in Haft behalten und
ist Montag mittag dem Ermittlungsrichter des Charlotten-
burger Amtsgerichts vorgeführt worden. Auch die Tochter
der verletzten Frau Rentiere Meyer ist inzwischen vernommen
worden. Sie hat zu Protokoll gegeben, daß sie mit Schmidt
allerdings freundschaftliche Beziehungen unterhalten und daß
sie sich auch kurz vor der Tat mit ihm getroffen habe, daß
sie aber von der Ausführung des Verbrechens selbst nicht
das Geringste wisse. Der Zustand der alten Dame hat sich
im Laufe der letzten Nacht etwas verschlimmert, so daß die
für heute abend geplante Vernehmung vorläufig verschoben
werden mußte.

— Vier Millionen Francs Geldstrafe. Das Bankhaus
Berrier, das vor einigen Monaten eine türkische Schakanleihe
ausgegeben hatte und wegen verspäteter Anmeldung zu einer
Geldstrafe von vier Millionen verurteilt worden war, hat gegen
das Urteil beim Zivilgericht Einspruch erhoben.

— Opfer der Berge. Bei einer führerlosen Tour auf die
große Schierpige in den Groedener Dolomiten sind am Mon-
tag zwei Chemiker Herren, der Fabrikant Hugo Koehler und
Professor Georg Beumann, abgestürzt; beide waren auf der
Stelle tot. Das Unglück geschah offenbar infolge Fehltritts des
vorankletternden Touristen, der seinen Kameraden mitriß. Die
Leichen sind bereits geborgen und nach Wollstein gebracht
worden. — Bei einer Klettertour auf der sehr schwierigen
Pimpelberg im Tannheimer Tal ist der Münchener Tourist
Lehrer Max Helmschrott infolge Ausbrechens eines Griffes
100 Meter tief abgestürzt und zerschmettert liegen geblieben;
seine Leiche wurde geborgen und zu Tal gebracht.

— Der F-Strahlenschwindel. Wie jetzt bekannt wird,
hat der Schwindler Ullio seine angebliche Erfindung der
F-Strahlen, die durch Metallhüllen hindurch fernliegende Pul-
vermengen zur Explosion bringen sollten, einer ganzen Reihe
von fremden Staaten angeboten, zuerst Frankreich. Doch
schöpfte die französische Kommission, der er im Herbst 1913 seine
Experimente vorführte, bereits damals Verdacht und wies Ullio
ab. Er trat die Ausbeutung der Strahlen dann einem Mail-
länder Konsortium ab, von dem er kurz vor seiner Flucht
80 000 Lire in bar erhielt. Die Leiter dieses Konsortiums
erklärten, daß sich Deutschland, England, Rußland und sogar
China für die Pläne Ullios interessiert hätten. Bei einer Haus-
suchung im Laboratorium des flüchtigen Schwindlers wurden
mehrere Beutler mit Sedium vorgefunden, das bei der Be-
rührung mit Wasser in Brand gerät.

— Am Genuß giftiger Pilze gestorben. Vier Kinder des
Fabrikanten Bartz in Oppeln verstarben mit ihrer Erzieherin in
Karlsruhe in Oberschlesien zur Sommererholung. Nach dem
Genuß von Pilzen, die sie selber im Walde gesammelt hatten,
erkrankten einem Privattelegramm zufolge alle fünf Personen
an Vergiftungserscheinungen. Zwei Mädchen im Alter von
fünf und zwölf Jahren und ein neunjähriger Knabe sind be-
reits gestorben. Ein Mädchen und die Erzieherin liegen schwer
krank darnieder.

— Kaffe Beamt. Aufsehen erregt in Brandenburg a.
d. S. die Verhaftung des Polizeioberassistenten Einbrodt und
des städtischen Postmeisters Baumann. Einbrodt hatte als
Vorsteher des Fundbureaus viele Fundfächer im Gesamtwerte
von etwa 7000 Mark unterschlagen. Baumann, der seit drei
Jahren in städtischen Diensten steht, zirkuliert 1800 Mark aus der
Postkasse entwendet. Beide sind geständig.

— Schwerer Unfall eines Fliegeroffiziers. Als Montag
früh Leutnant Holzmann vom 126. Infanterieregiment, der den
Kumpferwerken zur Ausbildung überwiesen ist, auf dem
Flugplatz Johannisthal seine ersten Flüge auf einer Kumpfer-
Taube ausführte, wurde er von einer Böe erfaßt und gegen die
Tribünen bei den Albars-Schuppen getrieben. Das Flug-
zeug rief bei dem Anprall die vordersten Bankreihen nieder,
durchbrach dann die Rückwand der Tribüne und stürzte zur
Erde. Der Offizier wurde bei dem ersten Zusammenstoß von
seinem Sitz geschleudert und zog sich Verletzungen im Gesicht
und eine schwere Verstauchung der Wirbelsäule zu.

— Zwei Friedhofstragödien. Auf dem israelitischen
Friedhof in Weißensee bei Berlin erschoss sich ein früherer Kauf-
mann Nag, und auf dem Stögiger Kirchhof versuchte der
22jährige Friseur Erich K. sich am Grabe seines Vaters das
Leben zu nehmen, indem er eine scharfe Säure trank. Dem
einen hatte die Tat des Lebens die Waffe in die Hand gedrückt,
den andern trieb der Gram um den Verlust des Vaters in
den Tod. Der Kaufmann hat in der letzten Zeit von Unter-
stützungen gelebt, konnte es aber nicht mehr länger über sich
gewinnen, sein Dasein durch Almosen zu fristen. Das schrie er
auch in einem Briefe nieder, den man in seiner Tasche vorfand.
Zuletzt hatte er in einer humanitären Anstalt Unterkunft ge-

funden. Den jungen Mann, den man bewußlos auf dem Stög-
iger Friedhof auffand, brachte man in ein Krankenhaus, doch
ist kaum Hoffnung vorhanden, ihn am Leben zu erhalten.

— Brandpanik an Bord eines Vergnügungsdampfers.
Beim Ausbruch eines Feuers an Bord eines Ausflugsdampfers
im Hafen von Long Island bei Newport ereigneten sich furcht-
bare Schreckensszenen unter den 300 Fahrgästen. Die Lage
war sehr gefährlich, als glücklicherweise eines der Newporter
Feuerwehroote den Brand entdeckte und schleunigst zur Hilfe
eilte, wodurch alle Passagiere gerettet werden konnten.

— Selbstmord zweier schweizerischer Offiziere. In der
Kaserne zu Bern, wo gegenwärtig die Infanterie-Reserven-
schule untergebracht ist, wurde ein Leutnant tot mit einer
Schußwunde im Kopf aufgefunden. Man vermutet Selbst-
mord, doch ist der Fall noch nicht ganz aufgeklärt. An dem
Tage, als der Leutnant beerdigt wurde, fand man den Instru-
ktionsoffizier Hauptmann Gerber mit einem Schuß im Kopf tot
in derselben Kaserne. Gerber, der aus Lausanne stammt, hatte
noch an der Beerdigung des Leutnants teilgenommen.

— Selbstmordversuch im Café. Ein aufregender Vorfall
hat sich in der Nacht zum Montag in dem Café „Innsbruck“,
Hauptstraße 63, in Schöneberg zugetragen. In dem Restau-
rant erschien gegen 1 Uhr ein junger Mann, der sich an einen
freien Tisch setzte und bald durch sein sonderbares und aufge-
regtes Wesen die Aufmerksamkeit der Gäste auf sich zog. Nach-
dem er eine Weile gefassen hatte, zog er plötzlich einen Revolver
heraus und schoß sich, ehe er daran gehindert werden konnte,
eine Kugel in die Brust. Nach Anlegung eines Notverbandes
wurde der junge Mann, in dem der 23jährige Hans Folger aus
der Gustav-Müller-Straße 34 ermittelt wurde, nach dem
Schöneberger Krankenhaus gebracht.

— Rasputin außer Lebensgefahr. Der schwerverwundete
„Wundermönch“ Rasputin befindet sich, russischen Blättern zu-
folge, außerhalb jeder Gefahr und geht seiner Genesung ent-
gegen. Nach Ansicht der Ärzte hat nur ein ungewöhnlich
starker Organismus eine derartige Verwundung überleben
können, denn die Wunde gehört sonst zu den unbedingt töd-
lichen. Daß nunmehr von der „Wunderkraft“ Rasputins in er-
höhtem Maße die Rede sein wird und seine Anhänger in ihm
erst recht einen „Heiligen“ verehren werden, liegt auf der Hand.

— Salzsäureattentat eines Dienstmädchens. In entfeh-
licher Gefahr schwebte vor einigen Tagen die Familie des Guts-
besitzers Jander in Gramschütz bei Slogau. Es war in der
Familie ausgefallen, daß der Kaffe und das Essen einen stark
salzigen Geschmack hatten. Der Gutsbesitzer ließ daher das be-
nutzte Geschirr einer chemischen Untersuchung unterziehen. Diese
ergab, daß es Salzsäure enthielt. Der Verdacht lenkte sich so-
fort auf das 15jährige Kindermädchen der Familie. Es wurde
ins Verhör genommen und gestand, daß es die Absicht gehabt
habe, die ganze Familie mit Salzsäure zu vergiften. Irgend-
welche Gründe vermochte das Mädchen nicht anzugeben. Es
wurde verhaftet und soll zunächst auf seinen Geisteszustand
untersucht werden.

— Automobilunglück. In Dortmund fuhr Montag gegen
3 Uhr ein mit sieben Personen besetztes Automobil auf einer
abshüssigen Straße in der Nähe von Dortmund gegen einen
Baum. Sämtliche Personen wurden schwer verletzt. Der
Bäcker Willy Gabel ist seinen Verletzungen erlegen.

— Kampf zwischen Polizisten und Einbrechern in einer
Kirche. Ein dreister Einbruch wurde Dienstag abend in die
alte evangelische Kirche in Schöneberg zu verüben versucht.
Zwei jüngere Männer, deren Persönlichkeit noch nicht fest-
gestellt ist, erbrachen, der Berliner Morgenpost zufolge, die Tür
und versuchten die Kirchengeräte zu rauben. Als sie über-
rascht wurden, leisteten sie heftigen Widerstand und schlugen
die Polizisten nieder. Schließlich wurden sie überwältigt und
auf die Polizeiwache gebracht.

— Von einem Automobil totgefahren. Aus Berlin wird
gemeldet: Zwei junge Kaufleute aus Köln, die einen Ausflug
nach dem benachbarten Brühl gemacht hatten, um an einer
Festlichkeit teilzunehmen, wurden Dienstag morgen schwer ver-
letzt unweit des Ortes auf der Chaussee aufgefunden. Der eine
starb unmittelbar, nachdem er in das Lazarett geschafft worden
war, und der andere ist tödlich verletzt und ohne Bewußtsein.
Die Polizei nimmt an, daß beide nachts von einem Automobil
überfahren worden sind.

— Schweres Automobilunglück. Der Rektor der deut-
schen Bergakademie in Příbram (Böhmen), Köhler, und sein
erster Assistent Krišora fuhr in einem kleinen Kraftwagen
von Prag nach Příbram. Unterwegs plachte ein Reifen. Der
Assistent, der den Wagen steuerte, bremste so stark, daß sich
der Wagen mehrere Male überschlug. Der Assistent wurde ge-
tötet. Rektor Köhler erlitt außer einem Armbruch schwere
innere Verletzungen.

— Die ganze Familie aus Eifer sucht ermordet. Aus
Jenstochau wird gemeldet: Der Gerber Darengowski ermor-
dete seine Frau, seine beiden Töchter und seinen 17jährigen
Schwager. Er stellte sich dann kaltblütig der Polizei und gab
an, die Tat aus Eifer sucht begangen zu haben.

— Vergiftung bei einer Hochzeitsfeier. Montag abend
erkrankten neun Teilnehmer an einer Hochzeitsfeier im Restau-
rant einer Berliner Brauerei, vermutlich an Fisch- oder Fleisch-
vergiftung. Zwei sofort herbeigerufene Ärzte des Kranken-
hauses am Friedrichshain übernahmen die Ueberführung ins
Krankenhaus. Lebensgefahr besteht nicht. Die Speisereiste
wurden zum Zweck einer Untersuchung beschlagnahmt.

— Ein großer Moorbrand brach am Dienstag, wie aus
Kolberg berichtet wird, bei Schmollenhagen aus, zu dessen
Unterdrückung Militär von Köslin requiriert wurde.

— Ein Totschlag. Montag nachmittag gegen 1 Uhr wurde
in Groddorf bei Ronneburg (Sachsen-Mtenburg) in einem
Häckerfeld die siebenjährige Tochter Erna des Gutsbesitzers
Landmann ermordet aufgefunden. Das Mädchen hatte seine
im Krankenhaus in Ronneburg befindliche Mutter besucht und
ist auf dem Heimwege vermutlich von einem Radfahrer, nach
dem man fahndet, ins Feld geschleppt und dort getötet worden.

Das bedeutet recht viel Wasser in den begeisterten Wein der Freisinnigen. Die nationalliberale Darstellung entspricht jedoch den Tatsachen bei weitem mehr, als die siegesfrohe Stimmungsmache der fortschrittlichen Volkspartei.

Hausfuchungen bei der Straßburger Arbeitsjugend?
Aus Straßburg meldet die bürgerliche Presse:

Die Regierung hat am Dienstag Hausfuchungen bei den Angehörigen der sozialdemokratischen Jugendorganisation in Straßburg vornehmen lassen, um festzustellen, ob und inwieweit sich diese Organisationen politisch betätigen.

Eine sozialdemokratische Jugendorganisation existiert in Straßburg nicht.

Rußland

Pollsticker Massenstreik in Petersburg und Moskau.

In den Naphthagruben zu Batu streiken die Arbeiter, um wirtschaftliche Forderungen durchzusetzen. Um die Regierung zu zwingen, die Forderungen der Streikenden im Naphtha-Revier durch Schutzgesetze zu unterstützen, streiken die Arbeiter in Petersburg und Moskau. Nach amtlichen Feststellungen ist in Petersburg die Zahl der Streikenden am Montag auf 110 000 gestiegen. Sie trugen rote Fahnen, sangen revolutionäre Lieder, störten den Straßenbahnverkehr, bewarfen die Polizei mit Steinen und verletzten drei Polizisten, fünf Rentenaufseher und elf Schulkleute. In einigen Fällen hat die Polizei Revolvergeschosse abgefeuert, um die Menge zu zerstreuen. Wie bis jetzt bekannt, wurde niemand verletzt. Im Wiborger Stadtteil veranstalteten mehrere tausend Ausständige eine Versammlung. Als die Menge die Aufforderung der Polizei, auseinanderzugehen, mit Steinwürfen beantwortete, wurden Kosaken herbeigeholt. Nach einer dreimaligen Aufforderung, auseinanderzugehen, gaben die Kosaken zweimal blinde Schüsse ab, worauf sich die Arbeiter zerstreuten. An einer anderen Stelle hielten die Streikenden einen Straßenbahnwagen an und zwangen das Publikum, herauszugehen, worauf sie den Wagen umstürzten. So wurden an verschiedenen Punkten etwa 20 Wagen umgestürzt.

In Moskau wurde am Dienstag wegen des Proteststreiks der Arbeiter der elektrischen Kontrollstationen der Straßenbahnverkehr eingestellt.

Eingeschüchert fuhr nunmehr der Minister des Innern nach Batu, um zwischen den Streikenden und dem Naphthakapitalkisten zu vermitteln.

Danziger Nachrichten

Trinkwasser aus Flüssen

Ein Matrose von einem Weichseifahrzeug ist an Typhus erkrankt ins städtische Krankenhaus eingeliefert worden. Wie er zu den Typhusbazillen gekommen ist, steht noch nicht fest, wird vielleicht auch gar nicht zu ermitteln sein. Trotzdem erinnert der Fall an allerlei unappetitliche Dinge.

Der Genuß des Wassers unserer Flüsse ist infolge der darin enthaltenen Unreinigkeiten für Menschen äußerst gesundheitsschädlich. Besonders Typhusbazillen haben schon schwere Erkrankungen und Todesfälle hervorgerufen, so daß der Gebrauch des Flußwassers für Nahrungszwecke wohl überall verboten ist. Es liegt nahe, daß die Schiffer, die sich doch tagelang auf dem Wasser aufhalten, am ehesten der Versuchung ausgesetzt sind, dieses Verbot zu übertreten, was natürlich auch für die Allgemeinheit schwere Folgen nach sich ziehen kann.

Der Oberpräsident der Provinz Sachsen, als Chef der Elbstrombauverwaltung, verordnete deshalb über die Trinkwassererzeugung der im Bereiche der preussischen Elbstrombauverwaltung auf der Elbe verkehrenden bewohnten Flußfahrzeuge folgendes: Zur Vermeidung des Gebrauchs von Flußwasser zum Kochen und Trinken ist jedes auf der Elbe verkehrende bewohnte Fahrzeug oder Floß von dem Eigentümer mit einem hinreichend geräumigen Behälter zur Aufnahme des mitzuführenen Trinkwassers auszurüsten. Der Führer des Fahrzeuges hat dafür zu sorgen, daß das Gefäß stets gut gereinigt und mit einwandfreiem Trinkwasser in genügender Menge gefüllt ist. Rohes Elbwasser darf weder zum Trinken noch zum Reinigen des Es- und Kochgeschirrs verwendet werden. Zuwiderhandlungen werden mit Geldstrafe bis zu 300 Mark bzw. 60 Mark oder mit entsprechender Haft bestraft. Diese Polizeiverordnung tritt am 1. August d. J. in Kraft.

Wir wissen nicht, ob in Westpreußen eine ähnliche Verfügung bereits besteht oder wenigstens geplant ist. Aber das steht fest, daß z. B. in unserer nächsten Umgebung das Wasser der Motlau und der Radaune nicht nur von Schiffen, sondern auch von den Anwohnern immer noch für Haushaltungszwecke gebraucht wird, obwohl diese Flüsse ständig zur Befestigung des Ufers benutzt werden. Man soll den Leuten daraus keinen Vorwurf machen. Was wissen sie von Bakterien und Keimen? Die Schule konnte ihnen nicht die elementarsten Grundsätze der Gesundheitslehre beibringen, weil die Lehrer überlastet waren und die Kinder vielfach erwerbstätig sein mußten. Und oft genug findet die unverständige Handlungsweise der Leute einen Rückhalt an den Behörden. Von einer Indolenz möchten wir nicht gerne sprechen. Wie aber soll man es nennen, wenn Schweinereien wie die auf Rneipab jahrelang bestehen können, ohne daß auch nur einem Beamten der Gedanke kommt, das könne nicht so weiter gehen? In Odra wird dem Gemeindevorsteher eine Flasche Wasser ins Haus gebracht, das Kelleraffeln, eine Spinne, faulende Holzstücke usw. enthält. Der Herr Gemeindevorsteher findet da nichts Bedeutsames dabei, und erst nach Wochen, nachdem ein amtlich vereidigter Chemiker der sozialdemokratischen Zeitung die außerordentlich große Gesundheitsgefährlichkeit des Wassers bescheinigt hat, wird der Brunnen zugeschüttet. Wo solche Dinge an verantwortlicher Stelle möglich sind, kann niemand unwissende Arbeiter tadeln, wenn sie schmutziges Flußwasser im Haushalt verwenden. Hier helfen Strafmandate und Verbote nur wenig, wenn sie möglicherweise auch nicht zu entbehren sind. Die

Hauptache ist ständige Aufklärung des Volkes, vor allem aber Reformen der Kommunalbehörden auf gesundheitslichem Gebiet. Wasserleitung und Kanalisation gehört überall hin. Aber a! ist eine gründliche Straßenreinigung am Platze. Einmal auf diesem Wege ist es möglich, das heranwachsende Geschlecht so zu erziehen, daß ihm die Gebote der Hygiene in Fleisch und Blut übergehen. Manches ist in den letzten zehn Jahren gewiß besser geworden. Viel aber bleibt noch zu tun. Zurzeit können weder Danzig noch seine Vororte auf dem Gebiete der Sauberkeit mit andern deutschen Städten wetteifern.

Obst und Gemüse.

Die Befürchtungen wegen der Quantität der Obst- und Gemüseernte sind durchaus hinfällig. In einem so großen Gebiet wie Deutschland finden da und dort mal Abweichungen vom Durchschnitt statt, aber im allgemeinen lauten die Berichte über die Obst- und Gemüseernte dahin, daß sie reichlich und auch qualitativ sehr gut ausgefallen ist. Kirschchen gehen langsam zu Ende; sie waren dieses Jahr blühtig. Auch mit den Erdbeeren ist es vorbei. Dagegen kommen jetzt Johannisbeeren und Stachelbeeren in großem Angebot auf den Markt, weiter Frühaprikosen und Pfirsiche. Frühbirnen sind meist schon sehr reichlich angeboten. Etwas knapper scheinen dieses Jahr Heidelbeeren zu sein. Äpfel versprechen eine gute Ernte, ebenso Pflaumen und Zwetschen.

Ungemein stark sind auch fast allwärts die Zufuhren am Gemüsemarkt. Bohnen und Erbsen bringen einen guten Ertrag. Salat und Kohlrabi werden zu billigen Preisen abgesetzt. Fast an allen größeren Plätzen ist dieses Jahr das Angebot weit stärker als die Nachfrage, so daß die Preise wachsende Tendenz haben. Es bleibt an manchen Tagen sehr viel unverkauft. Auch die verschiedenen Kohlarten stehen gut, wenn auch die Gefahr des Wagens nach einem Regen besteht. Ruc über den Stand des Blumenkohls wird häufiger geklagt. Späte Kartoffeln stehen schön und frühe Kartoffeln kommen in guter Ware auf den Markt. In Hamburg fallen die Preise für Kartoffeln plötzlich sehr stark.

Welch große Umsätze einzelne Orte in Gemüse und Obst machen, dafür seien nur zwei Beispiele genannt: Von Lübbenu aus werden täglich 900 bis 1200 Zentner Zwiebeln versandt, und von Werder fährt Tag für Tag ein Obstschluppszug vollbeladen mit Tonnen, Rippen und Körben nach Berlin, um das Obst so schnell wie möglich und so frisch wie möglich dem Konsum zuzuführen. Die diesjährige Kirschenernte hat manchem kleinen Ort recht nennenswerte Einnahmen gebracht.

Die verbotene Schuhmannszeltung.

Selbst den Schulkleuten, die berufen sind, die gegenwärtige Ordnung aufrecht zu erhalten, beginnen unzufrieden zu werden. In der Preussischen Schuhmannszeltung wird verlangt, daß den Schulkleuten eine größere Bewegungsfreiheit im privaten Leben eingeräumt werde. Erst kürzlich habe sich der Disziplinarssenat des preussischen Oberverwaltungsgerichts auf den Standpunkt gestellt, daß es namentlich auch für die Polizeibeamten eine absolute Gehorsamspflicht nicht gebe, und der Beamte Befehle, die in das Privatleben eingreifen, nicht zu befolgen brauche.

Die Ordnungswächter niederen Grades befinden sich nun in der sonderbaren Situation, sich gegen die Maßnahmen der höheren Ordnungshüter wehren zu müssen. So hat u. a. in unserem Danzig der Polizeipräsident nicht nur das Fahren der Preuß. Schuhmannszeltung, sondern auch die auf den Reklamen ausliegenden Exemplare beschlagnahmt, und außerdem sogar einen Beamten in die Privatwohnung eines Schuhmanns gefandt, um ein dort etwa vorhandenes Exemplar der Preuß. Schuhmannszeltung, gleichfalls mit Beschlagnahme zu belegen. — In Königsberg i. Pr. wiederum erklärte ein vorgelegter Beamter, daß jeder, der die Preuß. Schuhmannszeltung abonniert, auf irgend welche Unterstellungen durch die vorgelegte Behörde nicht mehr rechnen könne (!).

Anbestellte Ware. Zurzeit befaßten sich einige Berliner „Grossisten“ in Uhrenten und Uhren damit, Arbeitern in Großbetrieben eine „garantiert 18kar. vergoldete Herrenuhrfette“ zu überlassen. In dem beiliegenden gedruckten Schreiben erboteten sie sich, diese Uhrfette unentgeltlich dem Vertrauensmann zu überlassen, sofern dieser 1/2 Duzend Ketten zu dem „kaum glaublichen Preise“ von 1,25 Mark für den Betrieb unter seinen Kollegen bestellte. Die Herren „Grossisten“ bieten noch weitere Waren zu „kaum glaublichen Preisen“ an und versuchen schließlich den Vertrauensmann, sofern er an der Weiterempfehlung der Ware kein Interesse habe, den Betrag von 1,25 Mark mit der beiliegenden Postanweisung innerhalb acht Tagen einzufenden. Von vornherein haben sie es nur auf diesen Betrag abgesehen. Von einer Rückzahlung ist nachher auch in dem Schreiben keine Rede. In dieser unfaulteren Weise gehen noch andere auswärtige Versandhäuser vor, um ihre minderwertige Ware abzusetzen. Es sei hier ausdrücklich darauf hingewiesen, daß der Empfänger der unbestellten Ware nicht die Verpflichtung hat, sie zurückzugeben, zumal das Rückporto nicht beigefügt ist. Doch viel weniger ist er aber verpflichtet, den verlangten Betrag zu zahlen. Er hat lediglich die Sachen ordnungsmäßig aufzubewahren und einem mit ausreichender Vollmacht versehenen Vertreter der Firma auszuhändigen. Voraussetzungslos werden die Herren Grossisten aus Berlin nach Ablauf der achtstägigen Frist Zahlung des Preises, eventuell unter Androhung der Klage, verlangen. Jeder, der auf diese oder ähnliche Weise von ihnen belästigt wird, wende sich unverzüglich an die Zentralstelle zur Bekämpfung der Schwindelfirmen, Lübeck, Parade 1.

Eine Neuregelung der Sonntagsruhe im kaufmännischen Gewerbe wünschen zwei bürgerliche Handlungsgehilfenverbände in einer Eingabe an den Magistrat. In der Eingabe wird gesagt, daß der Versuch der reichsgesetzlichen Regelung der Sonntagsruhe durch Schluß der Reichstagsession verhindert wurde. Die Handlungsgehilfen wünschen eine Regelung der Angelegenheit durch ein Ortsstatut. Es heißt in der Eingabe: „Die Einführung der völligen Sonntagsruhe würde auch für unsere Stadt ohne nennenswerte Schädigungen möglich sein. Ausnahmen bitten wir lediglich für fleischer, Bäcker, Konditoreien, Milchhandlungen sowie für den Verkauf von frischen Blumen und Eis zuzulassen.“

Es wird sich ja zeigen, ob die Handelsherren hummer sind, als ihre Vertreter im Reichstage, die in ihrem Auftrage gegen die Vorberungen der Gehilfen und der Sozialdemokratie stimmten.

Am Bestener Strand geriet der Schiffer R. von der Schilauwerft in Lebensgefahr. Er wollte nach einer circa 200 Meter vom Strand entfernten Sandbank schwimmen, hatte jedoch seine Kräfte überschätzt. Noch bevor er die Sandbank erreicht hatte, ging er unter. Der Musiklehrer Wiecha bemerkte den Vorfall und rettete den Versunkenen, der bereits bewußtlos war. Er erholte sich am Strande, nachdem man für eine Leerung des Magens gesorgt hatte.

Vorsicht, Arbeiterkern! Der „nationale“ Ausschuss für Jugendpflege gibt bekannt, daß er am 20. September auf Ehlertplatz ein Turn- und Spielfest veranstalten will. Bitte also jeder seine Kinder.

Druckfehlerberichtigung. Der fürchterliche Gestank ist nicht in der Langgasse, sondern in der Zenggasse. Die Langgasse war unsern Sägern wohlbekannt, von der Existenz der Zenggasse wußten sie bisher nichts. Die Langgasse hat den Namen Pestkengasse nicht verdient.

Polizeibericht vom 22. Juli.

1. Verhaftet: 10 Personen, darunter 1 wegen Diebstahls, 1 wegen Unterschlagung, 2 wegen Trunkenheit.

2. Verurteilt: 2 Personen.
3. Gefunden: 1 Brieftasche mit Papieren für Julius Paul Raeder, 1 Handtasche mit Portemonnaie und Karte für Hubert Weide, 1 Brieftasche mit Portemonnaie und Karten für Margarete Dorow und Edeltraut Bagobny, 1 Portemonnaie mit 79 Pf. und einigen Briefmarken, 1 Handtasche, enthaltend Portemonnaie mit 23 Pf., 1 Umhängetasche, abgehoben aus dem Fundbureau des Rgl. Polizeipräsidenten, 1 schwarze Ledertasche mit einem größeren Geldebetrag, abgehoben aus dem Geschäft Gr. Wollwebergasse 24, 1 Spazierstock, abgehoben von Herrn Gustav Schmidt, Bahnhofstraße 5, 1 goldene Halskette mit Medaillon, abgehoben von Fräulein Charlotte Nitzsch, Karpfenselgen 24.

4. Verloren: 1 schwarze Brieftasche mit Papieren für Bruno Barthmann, 1 braunes Portemonnaie mit 1 Zehnmarkstück und etwas Geld, 1 silberne Handtasche, enthaltend ein rotes Portemonnaie mit 9 Mark, 1 Alpaka-Handtasche, enthaltend 1 Portemonnaie mit 1,50 Mark, Beisemarken, 3 Silberbesteck, 1 Kullung der Victoria-Versicherung und ein silbernes Taschentuch, 1 lange goldene Damenpanzeruhrkette, 1 silberne Damenuhr mit Goldrand und goldener Kette, 1 mattgoldene Brosche mit 1 Brillanten und 2 Perlen, 1 silberne Damenuhr, gez. L. M., abzugeben im Fundbureau des Rgl. Polizeipräsidenten.

Standesamt vom 22. Juli.

Danzig.

Todesfälle: S. des Kesselschmiedegesellen Heinrich Mariensfeld, 1 Tag. — T. des Arbeiters August Hallmann, 3 M. — T. des Arbeiters Johann Wida, 8 M. — S. des Eigentümers Johann Zielinski, fast 8 M. — Rentier Gustav Adolf Borchert, 69 J. 6 M. — Müller Augustin Picetti, 31 J. 9 M. — T. des Schuhmachers Reinhold Göttemeyer, 6 M. — S. des Arbeiters Paul Lerch, 5 M. — Bernsteindreher Adolf Heinrich, 45 J. 10 M. — S. des Arbeiters Felix Domske, 2 M. — S. des Arbeiters Max Maroto, 8 J. 7 M. — Helfer Johann Stupkowski, fast 64 J. — Friseur Johann Adolf Pilz, 28 J. 1 M. — S. des Ruffchers Bernhard Zajemich, 3 M. — Witwe Bertha Jachstadt, geb. Käfer, 85 J. 6 M. — S. des Hilfsweichenstellers Eugen Berger, 18 J. — Müller Julius Rinder, 60 J. 1 M. — Frau Klara Dahl, geb. Wood, 41 J. 8 M. — S. des Stellmachers Hermann Mische, 9 M. — T. des Arbeiters Karl Bödlaff, 10 M. — Un-ehelich: 1 S.

Schiffsnachrichten.

Angelommen in fremden Häfen.

Schiff	Kapitän	Angelommen
Räthe Bick (SD)	Martens	18. Juli in Cardiff
Lueta (SD)	Andersen	17. Juli in Belg.
Berta	Mattson	20. Juli in Swinemünde

Wort der Partei

Dem Bericht des Parteivorstandes an den Würzburger Parteitag, der morgen erscheint, entnehmen wir folgende Angaben über die Organisationsverhältnisse: Die Mitgliederzahl stieg im Berichtsjahre von 982 850 auf 1 085 905, also um 102 055. Die Partei hatte damit am Schlusse des Berichtsjahres die Million zahlender Mitglieder überschritten. Der größte Teil der Neuaufnahmen in der „Roten Woche“ (148 109) ist bereits in der Mitgliederzahl des Jahresabschlusses enthalten. Die Zahl der weiblichen Mitglieder wuchs von 141 115 auf 174 754. Die Zahl der Abonnenten der Parteipresse einschließlich der „Gleichheit“ stieg im gleichen Zeitraum von 1 465 212 auf 1 488 345. Von dem Abonnentenzuwachs entfielen 13 000 auf die „Gleichheit“ und 10 133 auf die Tagespresse. Im Jahre vorher betrug der Abonnentenrückgang 12 830. Die Partei verfügt über 91 Tageszeitungen und 65 Parteidruckereien. Es stieg im Berichtsjahre die Zahl der Bildungsausschüsse von 791 auf 854, der Jugendausschüsse von 655 auf 837, der Kinder- schutzkommissionen von 200 auf 252. Im Berichtsjahre wurden von der Partei im Reiche 45 378 Mitglieder, 1940 Frauen- und 12 877 öffentliche Versammlungen abgehalten und 45 283 333 Flugblätter, Broschüren und Kalender unentgeltlich verteilt. In den Landtagen der Einzelstaaten saßen 220 Genossen und in den Magistraten, Stadtverordnetenversammlungen, Gemeindevorständen und Gemeindevertretungen 2 224 Genossen.

Soziales

— Staat und Konsumverein. Wir entnehmen der Konsumgenossenschaftlichen Korrespondenz: Die durch die ganze Presse gehende Nachricht, daß die Hamburger „Produktion“ vom Hamburger Staat ein großes Grundstück erworben habe, auf dem sie ein Warenhaus zu errichten gedenke, hat die Mittelstandsleute in helle Empörung versetzt. Der Staat wird der Unterstützung der — Sozialdemokratie begünstigt und wie die Vorwürfe sonst noch lauten, die im Tone tiefster Entrüstung vorgebracht werden. In ihrem Zorn sind die Mittelständler sehr ungerecht. Zunächst liefert dieser ganze Vorgang einen

Arbeiterlichen Bemerkungen gegen die Behauptung der Mittelstände, daß die Konsumvereine, und in vorliegendem Falle die „Produktion“, sozialdemokratisch seien, denn die sozialdemokratischen Abgeordneten in der hamburgischen Bürgerschaft sind es gerade gewesen, die am aller energischsten sich gegen den Verkauf des fraglichen Hauses ausgesprochen haben. Noch am Abend vor dem Verkaufe haben trotz der Erklärung des Senats, daß er von seinem Vorhaben nicht zurücktreten werde, die sozialdemokratischen Bürgervereinsmitglieder einem Antrage zugestimmt, der die Aufhebung des Verkaufstermins verlangte. Die unter diesen Umständen der Senat auch nur auf den Gedanken hätte kommen können, den Platz an die Sozialdemokraten verkaufen zu wollen, ist wirklich rätselhaft. Aber die hamburgische Regierung konnte überhaupt nicht wissen, an wen sie den Platz verkaufte. Der Verkauf erfolgte in einer öffentlichen Versteigerung. Bekanntlich kaufen bei solcher Gelegenheit zunächst Wasser, und erst wenn der Kauf perfekt geworden ist, wird vom Käufer der eigentliche Käufer bekanntgegeben. Die Vertreter des hamburgischen Staats erfuhren also auch erst, an wen sie verkauft hatten, als der Verkauf rechtsgültig abgeschlossen war, und da einwischen in Hamburg wie auch im übrigen Deutschen Reich die Gesele und das Recht für alle Staatsbürger gleichmäßig gelten, konnte der hamburgische Staat ebensowenig, wie er das jedem

anderen gegenüber hätte tun können, das vollendete Rechtsgeschäft wieder rückgängig machen. Die Entrüstung und Erbitterung über den hamburgischen Staat ist also im höchsten Maße unangebracht und kann nur bei Leuten Platz greifen, die von den tatsächlichen Verhältnissen keine blasse Ahnung haben. Zu diesen zählen ja allerdings in allererster Linie die Mittelstandsleute. Im übrigen sind auch Regierungen und Regierungsvertreter durchaus nicht so feindselig, wie sie nach der Meinung der Herren Detailisten sein müßten. Sie machen, wenn es der Vorteil des Staates oder der eigene Vorteil erhellt, auch mit Konsumvereinen und ähnlichen Genossenschaften unbedenklich Geschäfte. Verkauf von Staatsgrund an Konsumvereine ist durchaus keine seltene Erscheinung. Als in den neunziger Jahren die Lübecker Genossenschaftsbank ein großes Versammlungsgebäude errichtete, das fast ausschließlich von der sozialdemokratischen Partei und den freien Gewerkschaften benutzt wird, erwarb sie den Grund und Boden von einem damaligen Senator, der heute regierender Bürgermeister der Freien und Hansestadt ist. Diese ist nicht daran zugrunde gegangen, und die Lübecker Mittelstandsleute haben sich jederzeit stillschweigend mit der Tatsache abgefunden. Genau so steht es mit dem Vorwurf, den man dem hamburgischen Staat — der erst jüngst durch Einführung einer Ausnahmesteuer für Konsumvereine bewies, wie „lieb“ er diese hat — daraus macht,

daß er von der Kaufsumme nahezu eine halbe Million Mark zu 4 1/2 Prozent als Hypothek stehen läßt. Würde der hamburgische Staat nämlich anders handeln, als er in diesem Falle tut und tun muß, so würde er sich eines eklatanten Rechtsbruchs schuldig machen und von jedem Gerichte verurteilt werden, so zu handeln, wie ihm die Mittelstandsleute zumuten, nicht zu handeln. Auch im Verkehr mit Genossenschaften gelten glücklicherweise die allgemein üblichen Rechtsnormen. Die ganzen Auslassungen gegen den hamburgischen Staat und gegen die Genossenschaft, die zufällig und ohne, daß der Staat es vorher wissen konnte, mit ihm ein Rechtsgeschäft abschloß, beweisen nur, wie gering entwickelt das Empfinden für Recht und Billigkeit in gewissen Kreisen, und wie leicht man bereit ist, sich über die einfachsten Rechtsgrundsätze hinwegzusetzen, wenn es die Wahrung des eigenen Profits gilt.

Hierzu 1 Beilage.

Verantwortlich für die Rubriken „Danziger Nachrichten“ und „Aus Westpreußen“ Anton Finken-Danzig, für den übrigen Inhalt des Blattes Hans Witt v. Königsberg i. Pr., für Inserate Franz Unterhalt-Danzig. Verlag Volkswacht J. Gehl u. Co.-Danzig. Druck Königsberger Volkszeitung, G. m. b. H., Königsberg i. Pr.

Deutscher Metallarbeiter-Verband

Am Sonntag den 26. d. Mts.

3. Gemeinsamer Ausflug

Abfahrt Bahnhof früh 7 Uhr 5 Min. nach Sopot. Fußtour über Adlersdorf nach Obingen. Von Obingen abends mit der Bahn zurück.

Leiderbücher — genügende Frage — Badezeug nicht vergessen. Zahlreiche Beteiligung erwartet.

Die Ortsverwaltung.

Die Zentralbibliothek ist geschlossen

Alle entliehenen Bücher sind sofort zurückzuliefern.

Die Bibliotheks-Verwaltung.

Die Gesundheit

Ist des Arbeiters einziges Gut. Erhaltung der Gesundheit ist gleichbedeutend mit der Erhaltung der Arbeitskraft. Die

Arbeitergesundheits-Bibliothek

will das Interesse der Hygiene wecken und wachhalten. Jedes Heft ist ein abgerundetes Ganzes und einzeln käuflich.

Bis jetzt sind erschienen:

- Heft 1. Die erste Hilfe bei Unglücksfällen. Von Dr. Christeller.
- Heft 2. Das erste Lebensjahr. Von Dr. Silberstein.
- Heft 3. Gesundheitspflege des Nervensystems. Von Dr. Hirsch.
- Heft 4. Der Achtstundentag. Von Dr. Zadek-Berlin.
- Heft 5. Alkoholfrage und Arbeiterklasse. Von Dr. Fröhlich.
- Heft 6. Das Schulkind. Von Dr. Silberstein.
- Heft 7. Geschlechtsverkehr und Geschlechtskrankheiten. Von Dr. Gebert.
- Heft 8. Nahrung und Ernährung. Von Dr. Chajes.
- Heft 9. Wie sollen wir uns kleiden. Von Dr. P. Bernstein.
- Heft 10. Der Arbeiterschutz. Von Dr. M. Epstein.
- Heft 11. Frauenleiden und deren Verhütung. Mit einem Anhang: Die Verhütung der Schwangerschaft. Von Dr. Zadek-Berlin.
- Heft 12. Von medizinischen Aberglauben. Von Dr. E. Thesing.
- Heft 13. Das Wasserleitverfahren in der Gesundheitspflege des Arbeiters. Von Dr. S. Munkel.
- Heft 14. Verhütung und Heilung des Stotterns. Von L. Jordan. Mit fünf anschaulichen Textillustrationen.
- Heft 15. Geschlechtliche Erziehung in der Arbeiterfamilie. Von Dr. J. Markuse.
- Heft 16. Zähne und Zahnpflege. Von Gertrud Rewald. Mit vielen Abbildungen.
- Heft 17. Bau und Lebensfähigkeit des menschlichen Körpers. Von Dr. Christeller. Mit zahlreichen Illustrationen.
- Heft 18. Der Geschlechtstrieb. Von Eduard Bernstein.
- Heft 19. Die Krankenpflege im Hause. Von Joh. Renker-Mannheim. Mit einer Einteilung des Herausgebers.
- Heft 20. Die Frauenberufstätigkeit, ihre Entstehung und Verbreitung, Verhütung u. Heilung. Von Dr. Zadek-Berlin.
- Heft 21. Atemgymnastik. Von Otto Rühle. Mit zahlreichen Illustrationen.
- Heft 22. Haut- und Haarpflege. Von Dr. B. Chajes-Berlin. Mit einer Abbildung.
- Heft 23. Wie hüten wir uns vor Herzkrankheiten? Von Dr. E. Rehfisch.
- Heft 24. Die Hygiene der Arbeiterwohnung. Von Hugo Hillig.
- Heft 25. Die Nahrung des Menschen. Von Dr. A. Lipschütz. Mit zahlreichen Illustrationen.
- Heft 26. Die Krankheiten des Ohres, der Nase und des Rachens. Von Dr. H. Schwerin. Mit Abbildungen.
- Heft 27. Sport und Arbeiter. Von Dr. Silberstein.
- Heft 28. Die Berufskrankheiten. Von Dr. Popitz-Leipzig.
- Heft 29. Volkserziehung. Von Dr. Julian Markuse.
- Heft 30. Die Berufswahl mit Rücksicht auf die Tauglichkeit für den Beruf. Von Dr. Zadek-Berlin.
- Heft 31. Die Berufskrankheiten der Buchdrucker. Von Dr. Silberstein.
- Heft 32. Die Alkoholvergiftung und ihre Verwendung. Von Dr. A. Lipschütz.
- Heft 33. Das Auge und seine Erkrankungen. Von Dr. W. Seck.
- Heft 34. Die Berufskrankheiten der Gesarbeiter. Von Dr. W. Hildebrandt.
- Heft 35. Die Berufskrankheiten der Schneider u. Textilarbeiter. Von Dr. Zadek-Berlin.
- Heft 36. Die Berufskrankheiten der Maurer und Bauarbeiter. Von Dr. E. Thesing-Magdeburg.
- Heft 37. Die Berufskrankheiten. Von Dr. J. Zadek jr.-Berlin.

Jedes Heft kostet 20 Pfennig.

Die Abhandlungen sind jedermann verständlich geschrieben und sollten in jeder Familie fehlen.

Zu beziehen durch die Zeitungsträgerinnen und die

Buchhandlung Volkswacht, Paradiesg. 32.

Wintergarten

Am Olivaer Tor Nr. 10.

Ab 16. bis 31. Juli Sensations-Programm.

Zum ersten Male in Danzig!

Dagmar Hansen Dänische mimische Burleskenzuzerin.

Little Smith, Original-Transformations-Imitator.

Grete Saro, Soubrette. Fräulein Chantrell, Clowns music. Wieland, Humorist. Joly Cita, Internationale Soubrette.

Zum ersten Male in Danzig!

Mac. Glenroy Spring-Sensations-Akt. Atonraub. Attraktion.

Foly-Poly-Compagnie, bester Musikakt der Gegenwart.

Look and Lée, Comedi-Comb.-Akt, 8 Minuten Lachsälven.

Kino: **Humoreske** und **Pathé-Journal**.

Anfang: Täglich 8 1/2 Uhr, Sonntags 7 Uhr.

Vorverkauf: Zigarngeschäft R. Obst, Heilige Goltzstraße 13 und Gebr. Wetzel, Stadtgraben 8. 1993

Für Naturfreunde

Sonntage eines Großstädtlers in der Natur

Von Kurt Grottelwitz

Mit einem Vorwort von Wilhelm Bölsche sowie einem Porträt des Verfassers

Vierte Auflage

Ein treuer Begleiter bei den sonntäglichen Wanderungen :: Von der Presse lobend besprochen

Preis gut gebunden 1 Mk.

Zu beziehen durch die

Buchhandlung Volkswacht Paradiesgasse 32.

Karl Kauff: Der Weg zur Macht

Zu beziehen durch die

Buchhandlung Volkswacht, Danzig, Paradiesgasse 32

Fahrräder

von 45 Mk an, Mäntel von 2.50 Mk, Schläuche von 2.00 Mk an, sämtl. Ersatzteile u. Reparatur-, Grammophon sowie Sprechapparate von 18 Mk an, Schallplatten von 1 Mk an, Stifte v. 25 an, Gasbeleuchtungsartikel, Start- und Schwachstromartikel sowie deren Anlagen.

Gerh. Brand

Mechaniker Danzig-Schiffstr. 795, Rathhäuserstraße 43.

Wegen Todesfall

Total-Ausverkauf von Lederwaren.

Herren-Stiefel, Größe 44-47 von 4.50 an

Damen-Lasting-Schnürstiefel 3.80

Kinder-Rossleder-Halbschuhe, sehr stark, Gr. 22-35, noch alle Größ. am Lager, v. 98 S. an.

E. & B. Schlachter, Heilige Geistgasse 141, Glodentor.

Benno Boenke

Langebrücke 5/6, zwischen Heilige Geistgasse und Krantor.

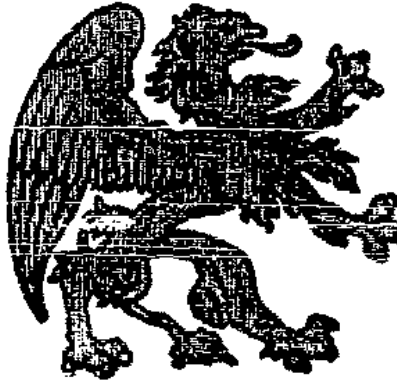
Spezialhaus für Bettfedern u. Daunern

Großes Lager in Einschüttungen und fertigen Betten.

Eigene Bettfedern-Dampf-Trocken-Reinigungs- und Desinfektions-Anstalt. 1993

Elbing, Schlofferlebrünge

Just Otto Neumann, Spieringstr. 26.



Selen Sie vorsichtig in der Wahl Ihrer Getränke. Es ist durchaus nicht egal, was Sie trinken. Ganz hervorragend wirkt Ihr Wohlbefinden sein, wenn Sie **Großensteiner Sauerbrunnen** und **Großensteiner mit Zitrone** trinken. Der Feinschmecker wird immer wieder gerne diese Qualitätsmarken bevorzugen. Größter Versand des Ostens. General-Vertrieb **Adolf Weide**, Danzig, Mülchannengasse Nr. 32. Telefon 2870. (742)

Ein prächtiges Buch für alle Freunde des Sports!



Der Sport der Mensch und der Sportsman von R. Fendrich reich illustriert. Zu beziehen durch die Buchhandlung **Volkswacht, Paradiesgasse 32.**

Du und dein Kind

Von Otto Rühle

- Heft 1: Das fragende Kind
- Heft 2: Das erworbene Kind
- Heft 3: Das eigensinnige Kind
- Heft 4: Das lägenhafte Kind
- Heft 5: Das aufsichtslose Kind
- Heft 6: Das spielende Kind

Jedes Heft 15 Pf.

Heft 1 und 2 sind soeben erschienen

und zu beziehen durch:

Buchhandl. Volkswacht DANZIG, Paradiesgasse 32.

Schrifttafeln

Preis pro Heft 10 Pf. —

Zu beziehen durch die Buchhandlung Volkswacht, Danzig, Paradiesgasse 32.